Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 13 — Gotha, 7. Juli 1928 — 42. Jahrgang

Inhalt: Wenn ich dir dankbar bin, was gehts dich an? [Sp. 593] — Ist die evangelische Kirche als rein kultische Größe möglich? [Sp. 594] — Noch Etwas zum Kirchenbesuch der Religionslehrer [Sp. 602] — Bewußtsein als Segen [Sp. 603] — Von Wert und Gefahr des Bewußtmachens [Sp. 606] — Vom religiösen, künstlerischen und philosophischen Sehen. Schluß [Sp. 607] — Paul Göhre [Sp. 611] — Die Bruderschaftsbewegung in England. 1. Ein Pionier der Bruderliebe [Sp. 614] — Die Ostkirche und wir (Zankow) [Sp. 618] — Eugenik und Evangelium [Sp. 622] — Der Evangelisch-Soziale Kongreß in Dresden [Sp. 626] — Wilhelm Buschs Philosophie [Sp. 628] — Bücher und Schriften: Die Stunde des Unsichtbaren (Kurz); Bewußtsein als Verhängnis (Seidel); Das Gewissen (Stoker); Männer werden gesucht (Ott); Rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft; Gemeindesatzung in Hannover (Wecken); Liturgische Blätter; Die Hohenstaufenzeit (Freudenberg) [Sp. 632] — Wöchentliche Chronik [Sp. 636] — Verschiedenes: Aus der preußischen Landeskirche; Dispensehe in Oesterreich; Kleine Mitteilungen [Sp. 637] — Versammlungskalender [Sp. 639] — Anzeigen

Wenn ich dir dankbar bin, was gehts dich an!

Wer hat mehr von der Dankbarkeit, der, der dankbar ist, oder der, dem er dankbar ist? Das scheint leicht zu entscheiden und ist doch schwer.

Eine Pflicht zu Gefühlen gibt es nicht, Gefühle haben Wert nur, wenn sie von selbst gewachsen sind. Aber warum überhaupt das Leben von dieser verdrießlichen Seite ansehen: Was muß ich tun? Was muß ich denken? Was muß ich fühlen?

Ist nicht einst eine Stimme durch die Menschheit geklungen, welche ihr verkündete, daß sie erlöst sei von ihren Lasten, daß wir nicht mehr fremde Knechte seien in einer trüben und schwierigen Welt, sondern Kinder im Hause?

Das Merkwürdige ist ja nicht, daß wir dankbar sein sollen: das verlangt vielmehr Jeder vom Andern, und um so mehr, je weniger er es selbst ist. Aber das Besondere ist, daß wir es dürfen, daß wir ein Recht und viel Grund und Veranlassung dazu haben, dankbar zu sein.

Es kommen im Neuen Testament wenige Worte so häufig vor wie das Wort „danken". Besonders in den Briefen, die uns erhalten sind. Und dabei haben es diese Leute gar nicht leicht. Sie werden recht hart gehetzt und sitzen fast mehr im Gefängnis als draußen. Oberflächlich angesehen geht es ihnen schlecht. Aber sie haben einen neuen Blick für das Leben bekommen und sehen in die Tiefe. So sehen sie die Erde voller Güter, für die sich danken läßt. Sie sehen nicht bloß Menschen, die sich gegenseitig nachstellen, die einander unterzukriegen suchen; sie sehen Nahverwandte, die sich helfen. Sie wissens noch nicht alle, man muß es ihnen sagen. Aber selbst wenn sie es sich nicht sagen lassen, sie nutzen uns dennoch, und wir sind ihnen dankbar.

Goethe hat das Wort geprägt: „Wenn ich dich liebe, was gehts dich an!"

Das ist eine Liebe, in der sehr viel Stolz ist und gar keine Weichlichkeit. In demselben Sinne gibt es auch eine sehr feine, sehr tiefe und stolze Dankbarkeit, die ähnlich spricht: Wenn ich dir dankbar bin, was gehts dich an! Ja im Grunde ist diese Dankbarkeit der Grund jener Liebe und fast dasselbe. Man freut sich aneinander, man läßt sich helfen und fördern von Menschen, die uns vielleicht gar nicht helfen wollen; aber sie helfen uns, und wir sind ihnen dankbar — was geht es sie an. Im tiefsten Innern eines jeden Menschen ist viel Hilfe für die Andern. Er weiß es nur nicht.

Manchmal brichts doch durch:

Weshalb wollen wir durchaus recht haben? Im Grunde weil wir nutzen wollen, wir wollen guten Rat geben. So ists im Grunde. Nur leider, wie es nun einmal um uns steht; indem es aus unserm Grunde an unsere Oberfläche kommt, verändert es sich und wird garstig. Denn an der Oberfläche sind wir von Ruhmsucht und allem Bösen getrieben, und unser guter Wille wird Rechthaberei. Wie schön, wenn wir ihn wieder zu einfacher Hilfsgesinnung werden lassen könnten!

Und hier nun ist die Stelle, wo die Dankbarkeit auch dem nutzt, dem sie erwiesen wird. Denn wenn der, dem wir mit unserm Rate helfen wollten — wenn der uns einfach dankbar ist, so sind wir wie verwandelt, wie erlöst von der häßlichen Notwendigkeit des Besserwissens: das hat uns seine Dankbarkeit geschenkt. Während wir gerade schon in uns selbst dabei waren, uns hoch über ihn zu erheben, als die wir soviel besser Bescheid wüßten als er, so wendet sich nun unser Inneres fast um und wird einfacher Hilfswille, indem wir sehen, er ist uns dankbar; wir rufen ihm nach, um ihm noch genauer Bescheid zu sagen, und denken gar nicht mehr an unser Besserwissen, freuen uns nur noch, daß wir helfen und raten konnten.

Es ist ein starkes und großes Glück, durchs Leben gehen zu können in dem Bewußtsein, überall um sich Helfer zu haben, seis auch unfreiwillige, aber doch Helfer.

Und wenn wir zurücksehen den Weg, den wir gingen — er war manchmal schwer zu gehen und war doch immer gut. Der Dankbare verwandelt hinter sich das Leben in Glück, darin er zurücksinnend ausruhen und genießen kann. So kommt ihm Kraft um Kraft aus Allem. Er sieht das Schicksal gehen und im Grunde des Schicksals den Gott.

Wem also nun nutzt die Dankbarkeit mehr, dem, der dankbar ist, oder dem, dem man dankbar ist? Es scheint doch: dem, der dankbar ist. Doch ist sie ein Band, das gegenseitig bindet: die Menschen aneinander, die Menschen an die Welt, die voller Güter und voller Aufgaben ist, und an die Gottheit, die diese Güter schenkt und diese Aufgaben stellt.

Bischofstein — Arthur Bonus

Ist die evangelische Kirche als rein kultische Größe möglich?

1. Die kirchliche und theologische Lage, als Gegebenheit kritisch gewürdigt: a) Begriff des Kultus und der Profanität; b) Einbruch der Profanität in die Kirche; c) Wille zum Kultus in der hochkirchlichen Bewegung; d) Wille zum Kultus in der dialektischen Theologie; e) Wille zur Profanität in der dialektischen Theologie. 2. Die praktische Lage als Forderung an Theologie und Kirche: a) Herrschaft der Profanität in der Kirche als Tatsache; b) Forderung einer Polarität des kirchlichen Lebens; c) Folgerungen.

1

Theologische Wissenschaft, kirchliches Amt und Laienarbeit in der evangelischen Kirche drängen heute in gleicher Weise auf immer erneute Prüfung des Wesens

der evangelischen Kirche. Diese Prüfung wird in dem Maße schwierig, als man nicht eine abstrakte Idee der „wahren Kirche" ersinnt, sondern auf die wirkliche Kirche schaut als auf eine „Heilstatsache", die freilich so wenig wir irgendeine Heilstatsache historisch nachweisbar ist und die doch mit der Erscheinung Christi zusammen unsere Geschichte, d. h. das, was mit uns durch Gottes Güte geschieht, ausmacht. Hat der römische Katholik Mühe, das Wesen der Kirche in der sichtbaren Anstalt zu erkennen — man denke an die Ausführungen Adams im „Katholizismus" oder Guardinis im „Sinn der Kirche", so ist der Protestant doppelt stark versucht, sich ein Ideal der Kirche zum erbaulichen Gebrauch zu zimmern; die Wirklichkeit der Kirche ist doch gar zu unheilig, zu profan!

Wie stehen eigentlich Profanität und Kirche in der Wirklichkeit und im Wesen zueinander? Dieser Frage kommen wir nur dann näher, wenn wir zugleich den Gegensatz zur Profanität ins Auge fassen, und wenn wir ihn nicht mit dem allzu rasch wertenden Begriff des „Heiligen" in die Überlegung einführen, sondern dafür das neutrale Fremdwort „Kultisch" wählen.

Es überrascht vielleicht, daß „kultisch" und „profan" ein kontradiktorischer Gegensatz sein soll, der ein Drittes im Leben der Kirche ausschließt. Infolge eines mehr gefühlsmäßigen Gebrauchs des Wortes „Kultus" besteht die Vorstellung, als gäbe es doch ein Drittes. Wie steht es damit?

Im Bereich einer dinglichen Gottesvorstellung heißt „kultisch" jede Handlung und jedes Ereignis, in denen sich eine Beziehung zwischen Gottheit und Mensch vollzieht; alles rein innerweltliche Geschehen heißt „profan" — so zwar, daß man es den einzelnen Handlungen an ihrer Gestalt glaubt ansehen zu können, ob sie profan sind oder nicht. Es ist hier klar, daß Profanität in diesem Falle rein negativ der kontradiktorische Gegensatz zum Kultus ist, weil die Inhalte des menschlichen Lebens einfach nach dem Vorhandensein oder Fehlen des transzendenten Beziehungspunktes gruppiert sind.

Von der Erkenntnis der Glaubensrechtfertigung aus ist es nicht mehr möglich, die verschiedenen Formen des Geschehens als solche nach ihrer Gottbezogenheit zu klassifizieren, weil diese nicht mehr an die Form des Geschehens gebunden gedacht werden darf; „der Geist weht, wo er will", er bewirkt den Glauben, also das Wirklichwerden dieser Beziehung zwischen Gott und Mensch, „wann und wo es Gott gut dünkt". Die Offenbarung Gottes ist nicht an eine kultische Sphäre gebunden, also auch nicht die Verkündigung und das Bekenntnis. Gott steht in seiner Erhabenheit über dem Gegensatz von „Kultisch" und „Profan". Trotzdem ist dieser nicht im Sinne einer Nivellierung aufgehoben, sondern nur zu einem innerweltlichen Gegensatz menschlicher Lebensformen geworden. Diese heißen nunmehr kultisch, wenn sie gestaltet sind mit Rücksicht auf die Möglichkeit, daß in ihnen eine Beziehung zwischen Gott und Mensch, Mensch und Gott aktuell wird, wenn sie in ihrer Form den Gedanken an eine solche Möglichkeit lautwerden lassen. Dies können sie, indem sie die Elemente des dinglichen Kultus übernehmen, also etwa das Gebet, das Sakrament usw., sie aber nicht als menschliche Behauptung eines aktuellen „Verkehrs mit Gott" anwenden, sondern „nur" gleichnisweise, als „Symbol" einer solchen transzendenten Beziehung. Der symbolische Gebrauch des Kultus ist deswegen möglich und deswegen kein Mißbrauch, weil alle kultischen Formen von vornherein Analogiebildungen zu rein innerweltlichen Lebensbeziehungen sind, etwa zwischen König und Untertan, Mann und Weib, wie die Religionsgeschichte ausweist. Nur als Gleichnis werden sie aber ihrem Gegenstande wirklich gerecht, der eben kein bei richtigem Formgebrauch verfügbares Ding, sondern Gott ist. Dann aber heißen Handlungen profan, wenn sie ohne Rücksicht auf die Möglichkeit eines Hereinspielens Gottes rein nach innerweltlichen Rücksichten gestaltet sind, etwa vom Gedanken zweckmäßiger Erzielung von (kausalen) Wirkungen — einem Gedanken, der ja unter der Rechtfertigungserkenntnis für den Kultus ausscheidet. (Nebenbei: beim dinglichem Gottesbegriff sind die Begriffe „kultisch" und „profan" auf alle denkbaren Weltereignisse anwendbar; unter der Rechtfertigungserkenntnis werden sie zu Gegensätzen ausschließlich des menschlichen Handelns, während das Naturgeschehen dann in jedem Falle sowohl einer kultischen als auch einer profanen Betrachtung unterworfen werden kann.)

Versuchen wir diese Begriffe nun auf die Wirklichkeit unserer kirchlichen Lage anzuwenden, so sehen wir: trotzdem bei den Reformatoren der Kampf gegen die Unterschätzung des profanen Handelns, insonderheit des Berufslebens, und gegen die Überschätzung der kultischen Gebärde, der „Zeremonien", aufs engste mit dem Kampf gegen den Verdienstgedanken verbunden war, blieben die Kirchen der Reformation doch, was die alte Kirche gewesen war: eine in erster Linie kultische Größe. Die Aufgabe des profanen Handelns fand ja in der weltlichen Obrigkeit ihren Träger; dem Gegensatz kultisch-profan entsprach ganz einfach der Gegensatz des geistlichen und des weltlichen Regiments. Erst in der Zeit der Restauration des evangelischen Kultus, im 19. Jahrhundert, brach der Gegensatz auch in die Kirche als solche herein: nun wurde gefordert, daß die Christenheit neben das kultisch geprägte (Verkündigungs-)Wort die auch dem profanen Menschen einleuchtende, in die profane Welt als unausweichliches Zeugnis hineinragende Tat setze. Für den Nächsten sollte von der Kirche aus nicht nur gebetet, sondern auch tätig gehandelt werden. Zunächst mußte solches Tatwirken ganz, wie das kultische Werk der Heidenmission, neben der behördlichen Kirche in einer Privatgesellschaft organisiert werden, in der „Gesellschaft für Innere Mission". Heute zeigt schon ein Blick in den geldlichen Haushalt der Kirchen, wie vielerlei profane Werke von der Kirche als solcher mitgetragen werden; die Tathilfe, die die Kirche früher selber leistete, die Armen- und Krankenfürsorge, einst eine Arbeit von durchaus kultischem Gepräge, ist in besonders hohem Grade profanisiert und an den Staat weitergegeben worden.

Heute nun hat eine doppelte Gegenströmung eingesetzt, welche die evangelische Kirche zum kultischen Leben als zu ihrer eigentlichen Wirklichkeit zurückrufen will. Wenn es auch selten bewußt ausgesprochen wird, es steht doch dahinter die Vorstellung, als habe es die Kirche überhaupt nur mit dem Kultus zu tun, eben im Sinne einer Einschränkung der Kirche auf solche Handlungen, die das Gepräge einer Gottbezogenheit an sich tragen, als wäre es ein Irrtum, wenn sie irgendwo in rein profan-kultureller Form handelte, das heißt etwas täte, was keine solche Bezogenheit auf Gott in seiner Formung zum Ausdruck bringt. Diese doppelte Strömung finden wir verkörpert in der hochkirchlichen Bewegung auf der einen Seite, in einem großen Teile der dialektischen Theologie, insbesondere insoweit sie praktische Theologie sein will, auf der andern Seite. Beide Bewegungen unterscheiden sich sehr in ihrem Verhältnis zur reformatorischen Erkenntnis, die dort ein gefährliches, wenn auch nötiges Korrektiv der altkirchlichen Lehre, hier das A und O aller Theologie ist; sie unterscheiden sich aber auch in der Art des profanen Einschlags, der ihren Ursprüngen nicht fehlt und in der dialektischen Theologie ein philosophischer, in der Hochkirche ein kultur-konservativer und naiv ästhetischer ist. Die hochkirchlichen Kreise glauben die Not der Kirche darin sehen zu dürfen, daß sie „Kultus und Ver-

fassung" vernachlässigt habe, d. h. in jenem ein Zuwenig biete, im Aufbau aber das spezifisch Kirchliche, d. h. aber auch wieder: das Kultische, überhaupt vermissen lasse. Es fehlt ihnen in der Wirklichkeit der Reformationskirchen an Bitte und Fürbitte, Lobpreis und Anbetung, Bekenntnis und Schweigen, während man die Verkündigung in der Predigt wohl auch etwas kultischer geprägt wissen möchte, aber hierin vor allem eine maßvolle Einschränkung glaubt wünschen zu müssen. Um die gewünschte kultische Formung des gesamten kirchlichen Lebens zu gewinnen, glaubt man einfach in die Schatzkammern der eigenen Vergangenheit greifen zu können: eine Auswirkung des auch im profanen, besonders im politischen Leben wirksamen Restaurationswillens. Als Auslesepringip innerhalb des überlieferten Gutes gilt die psychische Wirkung auf den am Kultus Teilnehmenden, die man — hier macht sich die Einwirkung des Pietismus geltend — doch wohl sehr rasch mit der Wirkung Gottes auf die Seele gleichsetzt. Mit so gewonnenem Material sucht man nun das ganze Leben der Gläubigen zu durchdringen. Das sonntägliche Altarsakrament, die kultisch geformte Beichte, das kirchliche Brevier-gebet, endlich ein der Profanität zum mindesten innerlich entrücktes evangelisches Mönchtum — das sind Forderungen dieser antiprofanen Strömung in deutschen Pfarrer- und Laienkreisen.

Ungleich schärfer und klarer wird die Forderung einer Restauration der evangelischen Kirche zur rein kultischen Größe in einem völlig anderen Lager erhoben: in der dialektischen Theologie besonders Karl Barths, Eduard Thurneysens und Friedrich Gogartens. Die Behauptung mag überraschen, und die sie begründenden Tatsachen haben auch in der Tat etwas Verwunderliches, weil die genannten Namen über den Verdacht einer Beeinflussung durch die hochkirchliche Bewegung erhaben sind, und ebenso den aus dem Liberalismus erwachsenen liturgischen Strömungen ablehnend gegenüberstehen. Ist ihr Ursprung doch bei den Religiös-Sozialen, also bei Menschen, die die außerkultische Tatverpflichtung besonders deutlich empfunden haben. Freilich: gerade aus dem Widerspruch gegen den Tateifer des Kulturprotestantismus satt-bürgerlicher oder sehnsüchtig-proletarischer Prägung ist diese Bewegung entstanden, und ihr kultischer Charakter konnte nur dadurch verborgen bleiben, daß sie, mit ihrer Umwelt, einen Gebrauch des Wortes „Kultus" übte, der einseitig an der „Anbetung" und am sichtbar-greifbaren Symbol orientiert war und, wenn nicht das Bittgebet, so doch jedenfalls die Verkündigung, also sagen wir: die Äußerungen einer prophetisch-kerygmatischen Frömmigkeit, nicht als Kultus bezeichnete.

Wie stark der kultische Wille der Bewegung ist, sieht man an der Sprache, die sie spricht. Zwar mußte sie, um von eingerostetem Traditionalismus abzurücken, einen Tropfen profanen Öls ins Räderwerk der Gedanken gießen; aber es ist in der Tat das alte, wohlverzahnte Werk biblisch-dogmatischer Gedankengänge, der Rechtfertigungs- und der Dreieinigkeitslehre, die sich unter dem reinigenden Einfluß dieses Zusatzes an Kantischer Philosophie wieder lebendig zu bewegen beginnen. Die Wirkung war so plötzlich, daß heute unsere gesamte theologische Diskussion schon eine Fülle „idealistischer", d. h. profaner Begriffe wieder über Bord werfen und weitgehend in die altkirchlich-kultische Sprache zurückkehren konnte. Ja die neue Bewegung vermochte, obwohl sie ursprünglich selbst auf die idealistischen Begriffe des Paradoxon, der Dialektik usw. gegründet war, zum Angriff auf den Idealismus, d. h. auf die profan geprägte „Weltanschauung" und die Religionswissenschaft überzugehen, weil die beherrschende Breite im eigenen System bald die wiedergewonnenen kultischen Begriffe des „Wortes Gottes", der „Gnade" und des „Gerichts", des „Gesetzes" und der „Verheißung" einnehmen. Wenn man die Bibel auslegt, so treibt man nicht mehr profan-historische Exegese, man nimmt auch nicht mystische oder frömmelnde, wohl aber missionarisch-verkündigende Haltung an. Am meisten spürbar wird das alles an der Ernsthaftigkeit, man möchte im Gegensatz zur Barthischen Ausdrucksweise sagen: an der Direktheit, mit der das Wort GOTT ohne alle profanisierende Abschwächung gebraucht wird.

Deutlich wurde der kultische Grundwille auch — und das kümmert uns hier am meisten — am Kirchenbegriff, wie ihn etwa Eduard Thurneysen in seinem Luthergesellschaftsvortrag von 1926 entwickelt hat[1]). Hier herrscht durchgängig der lutherisch-melanchthonische Begriff einer völlig unabhängig von ihrem profanen Leben nur durch die Tatsache der „Predigt des Wortes Gottes" verbundenen Gemeinde. Was in diesem Falle so schroff gesagt ist, daß es Hermann Herrigel leicht fiel, hier den „völligen Anspruch der Priesterkirche" auf den Protestantismus übertragen zu sehen[2]), das ist durchaus ein Grundton der Barthschen und der Gogartenschen Verkündigung. Man sieht das daran, daß Beide Wert darauf legen, das Wort Gottes mit dem Bibelwort gleichzusetzen. „Daß das Wort Gottes einzig und allein in dem in der Kirche verkündigten Wort der Bibel vorhanden ist"[3]), das ist eine geradezu klassische Formulierung eines extrem kultischen Kirchenbegriffs, eines Begriffs von Kirche, der an ausschließlich sakramentalem Charakter in nichts hinter dem extremen Sakramentalismus der Benediktiner, etwa eines Ildefons Herwegen zurücksteht —, nur daß es ein anderer Typus von Kult ist, der zum allein berechtigten erhoben wird. Es ist die Größe der Barthischen Bewegung, daß sie in ihrer Ablehnung dessen, was man so „Kultus" nennt, mit strengstem Stilbewußtsein den der reformatorischen Erkenntnis entsprechenden Kultus herausstellt und mit solcher Wucht zu gestalten beginnt, daß man von „kultischen Bemühungen" und „liturgischen Anstrengungen" gar nichts merkt, so selbstsicher wächst hier aus der Sache die Form heraus. (Wenn die „liturgische Bewegung" demgegenüber weithin gerade die einseitig reformatorische Linie des evangelischen Kultus zu verwischen sucht, so wird man ihr freilich in dem Augenblick ein berechtigtes Anliegen zuerkennen, wo man in der konkreten Haltung der Reformatoren selbst eine nur in der einmaligen Lage der Reformationszeit sinnvolle Einseitigkeit sieht.) Kultus aber ist und bleibt das Predigen und das Hören der Predigt, auch in der „strengsten reformatorischen Form", genau so gut wie das mystische Schweigen und das Zelebrieren einer hochkirchlichen oder römischen Messe.

Wir sehen also die Führer der dialektischen Schule parallel der hochkirchlichen Bewegung an der Wiederherstellung des rein kultischen Kirchenbegriffs für den Protestantismus arbeiten. Wie stark diese Parallele ist, wird sich in der nächsten Zeit beispielsweise an der Aufnahme eines Buches zeigen, das eben erschienen ist und das beiden genannten Strömungen, daneben auch der vorbarthischen Lutherrenaissance entgegenkommt: der „Lutheragende" von Otto Dietz[4]).

Es soll nun nicht übersehen werden, daß innerhalb der dialektischen Theologie selbst neben dem Willen zum Kultus ein starker Wille zur Profanität aufbricht, der bis jetzt besonders an Rudolf Bultmann und — wenn anders man diesen unter die dialektischen Theologen

[1]) Zwischen den Zeiten, 1926, S. 470 ff.
[2]) a. a. O., 1927, S. 352 f.
[3]) Gogarten a. a. O., 1927, S. 330.
[4]) Lutheragende. Ein Kirchenbuch aus Luthers Schriften. Zusammengestellt und zum Gebrauch der Gegenwart herausgegeben von Otto Dietz, Musikalischer Teil von Konrad Ameln. Kassel, Bärenreiterverlag 1928. 288 S. 12, geb. 15 M.

mit einreihen darf — Paul Tillich erkennbar ist. Hier wird der profanwissenschaftliche Ausgangspunkt nicht so rasch vergessen und verleugnet wie bei den Andern. Er liegt bei Bultmann in der radikal profanhistorischen Methodik der Auslegung des Neuen Testaments, bei Tillich in der ganzen Breite der profanen Wissenschaften, insonderheit in der profanen, also idealistischen Philosophie. Beide scheuen das Eingehen in die kultisch-kirchliche Form, weil sie gerade über dem Zuendegehen des profanen Weges die Verheißung des Durchbruchs Gottes leuchten sehen. Nur so ist für Bultmann die Offenbarung keine Sache, über die der Ausleger kraft seiner Methode verfügt, vielmehr eine Sache, in der er auf Gottes Güte angewiesen bleibt [5]): wenn man Gottes Stimme gerade da zu vernehmen erwartet, wo man am wenigsten die Grenzen der nüchternsten historisch-kritischen Arbeit überschreitet; ein passendes Beispiel hat er selbst gegeben in seiner Vergleichung des Johannesevangeliums mit den Schriften der Mandäer, an der uns gerade nicht die historischen Einzelergebnisse bedeutsam sind, sondern das Hindurchstoßen (wenn auch in der zurückhaltendsten Form einer Frage) zur Sache, zu der im Johannesevangelium als einem kultischen Zeugnis gemeinten Wirklichkeit des Christus [6]). Tillich aber sieht überall im profanen Leben der Gegenwart die Profanität selbst innerlich erschüttert, während er da, wo man den Schein einer kultischen Lebensgestaltung festgehalten hat, in den kirchlichen Kreisen des Protestantismus, am wenigsten von einer solchen Erschütterung feststellen kann [7]).

In diesem Zusammenhang muß auch das „Berneuchener Buch" genannt werden, als in der liturgischen Bewegung und in der dialektischen Theologie stehend, in jener aber für den Blick der Allgemeinheit noch deutlicher als in dieser verwurzelt. Daß es hierher gehört, geht schon aus der Kritik hervor, die sein Wort-Gottes-Begriff erfahren hat, daß es nämlich das Wort Gottes nicht auf das Bibelwort einzuschränken und mit ihm gleichzusetzen bereit ist, d. h. also keinen rein kultischen Kirchenbegriff vertritt [8]). Auf Grund der dort ausgesprochenen Anschauungen wird im Folgenden eine Kritik der auf einen rein kultischen Kirchenbegriff abzielenden Strömungen versucht werden.

2

Die Besinnung der Kirche auf ihre kultische Aufgabe ist eine Besinnung auf ihre ursprüngliche Aufgabe; sie ist also sicher unausweichlich. Beobachten wir aber als Ergebnis dieser Besinnung die Neigung, die Kirche zur rein kultischen Größe zu machen, so muß demgegenüber daran erinnert werden, wie wenig sie heute eine kultische Größe ist, ganz einfach, weil Kultus im strengen Sinne eine der Zeit fremde Wirklichkeit ist. Dem Namen und der überlieferten Form nach sind kultisch der sonntägliche „Gottesdienst" und die „Kasualien", also alle die Handlungen, zu welchen der Pfarrer seinen Chorrock anzulegen pflegt. Alle übrige pfarramtliche Tätigkeit trägt demgegenüber mehr oder weniger profane Gestalt. In Wirklichkeit steht auch bei den genannten, scheinbar streng kultischen Handlungen das Kultische durchaus im Hintergrund. Für eine weitere Öffentlichkeit handelt es sich beim „Gottesdienst" nur um Menschendienst, da ja „Gott unsern Dienst nicht braucht"; um ein Sich-anpredigen-lassen von dem Herrn Pfarrer Soundso mit der Abzweckung auf eine gewisse seelische Rührung — also um einen durchaus innerweltlichen Vorgang. Wobei es wenig ausmacht, wenn bei Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Trauung, Beerdigung dieses Sich-anpredigen-lassen noch mit einigen anderen konventionellen Handlungen verknüpft wird. Nicht die Tatsache, daß hier kultisch, d. h. mit Bezug auf Gott, gehandelt wird, führt die Menschen in die Kirche, sie suchen nicht das Gleichnis ihrer Lage vor Gott, sondern die verschiedensten innermenschlichen Rücksichten und Absichten führen sie zusammen. Auf der andern Seite überformt ja freilich die Kirche alles, was sie tut, mit kultischen Formeln: sie beginnt und schließt Sitzungen in Verwaltungsangelegenheiten und Versammlungen der Bewahrungsvereine mit Gebet, sie verwendet das Kreuzeszeichen, um die verschiedensten Angelegenheiten als mit dem Christentum in Zusammenhang stehend zu bezeichnen, und was dergleichen mehr ist. Aber wenn am Biertisch die Männer sich erheben, um von der „festen Burg" ihres Glaubens zu singen, wenn der Jungfrauenverein vom Pfänderspiel zur „Andacht" übergeht — wer verlangt da noch Beweise der Unechtheit dieser kultischen Verbrämungen? Wir brauchen uns über die weitgehende Profanisierung unseres kirchlichen Lebens gar nicht zu wundern, da man sich ja die beiden Möglichkeiten zur Wahl gestellt hat: entweder die göttliche Heilsanstalt oder die menschliche Einrichtung, und die Wahl auf die letztere gefallen ist. Es gilt sich also weder über die Profanität des protestantischen Kultus noch über die kultische Verbrämung der kirchlichen Profanwerke zu entrüsten, es gilt vielmehr einzusehen, daß die Verkündigung des Evangeliums in unserem Volke, aufs Ganze gesehen, schon heute nicht in der kultischen, sondern in profanen Formen wirksam ist. 99 v. H. aller Zeitgenossen wachsen nicht einfach ins christliche Gemeindeleben hinein, sondern stehen in ihren Jugendjahren vor einer Neuentscheidung für oder gegen die Kirche. Diese Entscheidung kann sich bei einigen wenigen so vollziehen, daß sie, von Haus auf in der Kirche als einer kultischen Gemeinschaft, als einer Gebetsgemeinschaft im überpersönlichen Sinne, zu Hause, die Botschaft des Evangeliums einfach in der kultischen Sprache der Kirche erfassen und bejahen. Alle andern müssen in diesen Jahren (ums zwanzigste Lebensjahr herum) neu missioniert werden, und was da Missionskraft hat, ist fast ausschließlich die menschlich-persönliche Anziehungskraft der Träger dieser Botschaft. Soweit sich aber die Entscheidung ins Erwachsenenalter hinausschiebt, kommt erst recht ausschließlich die kulturelle Leistung der Kirche, seien es nun ihre wohltätigen Einrichtungen oder ihr künstlerisches Kulturgut, als werbende Kraft in Frage. Die Kirche hatte also jedenfalls in der letztvergangenen Zeit gar keine andere Möglichkeit, ihre Botschaft auszurichten, als indem sie sich ihrer profanisierten Umwelt weitgehend anpaßte und den profanen Hörern ein profaner Zeuge wurde. Mit welchem Rechte wollte man nun Gott verbieten, auch weiterhin, wie bei dem heute reifenden Geschlecht, durch die Profanität persönlicher und kultureller Beziehungen durchzubrechen und sich außerhalb des kultischen Geschehens zu offenbaren?

Es mag durchaus zugegeben werden, daß heute die Möglichkeit zu einer starken Schwenkung in der kirchlichen Taktik besteht. Die schweren Erschütterungen des Kulturbewußtseins machen es heute schon wieder denkbar, einen wesentlichen Teil des kirchlichen Lebens rein kultisch zu gestalten, vielleicht sogar in einem stark unsinnlichen Kultus, den die biblisch sprechende Predigt und die in der Sprache des Dogmas geführte Unterweisung beherrschen. Eine solche Schwenkung, ohne starke Sicherungen einseitig vollzogen, müßte aber damit erkauft werden, daß das Verhältnis von Kultus und Profanität in unevangelischer Weise verzerrt würde. Denn sobald wir uns dem Zustande nähern, daß nur der Kultus der Verkündigung des Evangeliums dienen, also das Leben der Kirche konstituieren darf, droht auch dies, daß ganz bestimmte kultische Formen zu den alleingültigen gemacht werden — denn wirklicher Kultus hat immer be-

[5]) a. a. O., 1925, S. 334 ff.: „Theologische Exegese des Neuen Testaments".
[6]) Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft, 1925, S. 100 ff.
[7]) Die religiöse Lage der Gegenwart, Berlin (1926).
[8]) Gogarten a. a. O., 1927, S. 313 ff.

stimmte, positive Formen, und von mehreren zur Wahl stehenden kann nur eine die richtige sein. Einen alleingültigen Kultus haben heißt aber eine alleinseligmachende Kirche haben. Diese Gefahr ist vielleicht im Augenblick nicht so drohend wie in manchen früheren Jahrhunderten, der kultische Kirchenbegriff führt ihr aber unfehlbar entgegen.

Dagegen führt der Weg der evangelischen Kirche im Sinne einer wahrhaft protestantischen und wahrhaft katholischen Kirche über die Anerkennung der Ebenbürtigkeit der profanen Formen mit den kultischen im Rahmen der Kirche. Die hochkirchliche Bewegung und jede biblizistische Strömung hat darin recht, daß sie die streng kultisch geprägte Form als den einen Pol des kirchlichen Lebens herausstellen. Es muß im Rahmen der Kirche Gestaltungen geben, die Sinn und Aufgabe der Kirche in geprägter, in sich geschlossener und einheitlicher Sprache, die durch die Geschichte der Kirche selbst bestimmt ist, aussprechen. Diese Strömungen haben aber unrecht, sobald sie verhindern wollen, daß neben diese kultischen Gestaltungen im Rahmen der Kirche Formen der Lebensäußerung treten, welche im Hinblick auf die aller kirchlichen Arbeit zugrunde liegende Verkündigungsaufgabe als stumm zu bezeichnen sind, die nach außen zunächst als reine Kulturarbeit erscheinen, die aber eben deshalb, weil sie der profanen Welt nicht als etwas äußerlich Fremdes gegenübertreten, doch Zeugniskraft haben für das, dessen die Kirche Bote sein darf. Die bewußte Bejahung des tatsächlich schon bestehenden Nebeneinander von Kultus und Profanität in der Kirche ergibt diejenige Gestalt der Kirche, in der die Offenbarungsmöglichkeiten im Kultus (kultisch: die Verheißungen, die dem Wort gegeben sind) und die Offenbarungsmöglichkeiten in der Profanität (kultisch: die Verheißungen, die der stummen Tat gegeben sind) gleicherweise anerkannt werden; in der zugleich die dämonische Gewalten, die den Kultus, und die, welche die Profanität in ihrer selbständigen Bedeutung übersteigern wollen, gleicherweise gebunden sind.

Es sei noch eigens betont, daß es die heutige Lage nicht erlaubt, Kultus und Profanität auf Kirche und außerkirchliche Kultur zu verteilen. Wenn die evangelische Kirche noch wesentlich kultische Größe wäre, ja dann vielleicht. So aber müßte die Verdrängung profanen Geschehens aus der Kirche eine Übersteigerung der Bedeutung des Kultus zur Folge haben, weil der weite Bereich profaner Arbeitsfelder der Kirche ohne schärfste Herabwertung nicht ausgeschieden werden kann. Liegt uns daran, den Protest des Evangeliums gegen die Verabsolutierung des Kultus durchzuführen, so bleibt nur eine Lösung möglich, bei der die Zeugniskraft des Kultus, also in erster Linie des Wortes, des Bibelwortes, und die Zeugniskraft der profanen Tat in gleichem Maße im Dienste des Evangeliums stehen.

Welche Folgerungen ergeben sich aus dem Vorgetragenen?

Zum Ersten muß der Neigung, die Kirche wieder zur rein kultischen Größe zu machen (durch Sakramentalismus oder Biblizismus), Einhalt geboten werden durch die Anerkennung der profanen Tatpflichten der Kirche neben ihrer kultischen Aufgabe.

Zum Andern muß aber auch gefordert werden, daß Kultus und Profanität in der rechten Weise in der Kirche nebeneinander treten. Es geht nicht an, im Kultus letzten Endes ein Mittel fürs profane Werk zu sehen: weder im Gebet noch in der Predigt noch in Sakrament und Weihehandlung. Der Kultus ist jedem irdischen Lebenszusammenhang gegenüber selbstherrlich und eine in sich ruhende Größe — damit er ganz und gar in Beziehung auf das Jenseits aller Dinge Hinweis, nichts als Hinweis über sich selbst hinaus sei. Und: es geht nicht an, in dem profanen Werk, in der ethischen Pflicht — oder Liebestat, selbst die Verwirklichung der Erlösung zu sehen. So wenig sie einer kultischen Verbrämung bedürfen, um Hinweis zu sein, so wenig können auch sie jemals mehr denn Hinweis auf die jenseits aller Dinge hereinbrechende Erlösung sein. Wir werden also dem Anliegen der hochkirchlichen Bewegung und der praktischen Tendenz im Bereich der dialektischen Theologie zwar darin Folge leisten müssen, daß wir den Kultus der Kirche in viel höherem Maße, als in den beiden letzten Jahrhunderten der Fall war, wieder als Kultus nehmen und gestalten: die Predigt wirklich als Predigt, das Gebet als wirkliche Bitte und Danksagung, als Bekenntnis und als Lobpreis, das Sakrament als wirkliches Sakrament. Um dieser ihrer kultischen Lebensäußerungen willen wird dann auch der Kirchenkörper selbst nach der einen Seite kultische Gestalt zurückgewinnen müssen und dürfen. Wir werden aber anderseits in der klaren Erkenntnis der wirklichen Lage das profan gestaltete Werkleben der Kirche, die Personalgemeinde, die Pflege der Geselligkeit der Erwachsenen und der Jugendbünde, die Mitwirkung der Kirche an staatlicher und privater Kulturarbeit weder kultisch verbrämen noch ausrotten, sondern bei allem Wissen um die auch hinter diesen Dingen stehende überkulturelle Zeugnisaufgabe ihre Gestaltung nach der ihnen innewohnenden profanen Eigengesetzlichkeit zu Ende führen.

Sinnbild dieser Kirche jenseits des Gegensatzes von Kultus und Profanität ist der Pfarrer, der im Chorrock, im Gesellschaftsanzug und im Wanderkittel gleicherweise der Diener am Wort ist, nicht um das kultisch geprägte, das Bibelwort in die Gesellschaft und ins Jugendleben einzuschmuggeln, nicht um den profanen Menschen langsam zum Kultus als der eigentlichen Wirklichkeit der Kirche hinzulocken, aber auch nicht um die Freuden der Profanität als ein berechtigtes Kulturgebiet neben der Kirche anzuerkennen — jenes tat der „orthodoxe" Pietist, dies der liberale —, sondern um ein Bote des Reiches zu sein, das jenseits alles menschlichen Kultus und jenseits aller menschlichen Profanität anbricht.

Ockershausen bei Marburg Wilhelm Thomas

Noch Etwas zum Kirchenbesuch der Religionslehrer

Vgl. Nr. 11 Sp. 524 ff.

Also wirklich: Kirchlicher werden heißt treuer zur Kirche gehen? Das Vertrauen der Pfarrer zum Religionslehrer hängt davon ab, ob er zur Kirche geht? Nicht in die Kirche gehen bedeutet unser Verhältnis zu Gott im Schema des Privatverhältnisses sehen?

Also wirklich, so tief sind wir in der Auffassung der Kirchlichkeit gesunken? So oberflächlich und äußerlich wird heute noch dieser Begriff gefaßt?

Wohl kann man den Begriff der kirchlichen Zugehörigkeit äußerlich fassen: dann gehört Jeder zur Kirche, wer eingetragenes Mitglied der Kirche ist. Innerlich aber gehört von diesen Mitgliedern derjenige zur Kirche, in dem evangelisches Christentum mächtig ist.

Wir haben keinen katholischen Kirchenbegriff, für den die Organisation, der „geistliche" Stand, das kirchliche Gebäude mit besonderer göttlicher Weihe umkleidet ist. Wir treiben zwar katholisierenden Mißbrauch in der Kirchensprache, indem wir von Geistlichen, Pastoren, Seelsorgern und dem Hause des Herrn sprechen, als wären die evangelischen Christen Nichtgeistliche oder eine zu hütende Herde, als solle nicht Jeder in dieser Gemeinschaft ein Seelsorger sein, als wäre nicht jede Schule, jedes Gerichts- und Gewerkschaftshaus, in denen in Treue und Demut Gottes Willen gedient wird, ein Haus des Herrn.

Aber wenn wir uns besinnen auf das, was evangelisch ist, sollten wir diesen Unfug erkennen. Die evangelische

Kirche hat eben keine sinnliche Erscheinungsform wie die katholische mit Priestern, Beichtstuhl, Weihrauch und geweihtem Gebäude; aber sie hat dafür den Vorzug der Freiheit, Weite und Beseeltheit: wo Glieder der evangelischen Kirchen in Nachfolge Jesu Christi leben, ob in häuslicher Andacht oder Erbauung im Kirchengebäude, ob in Innerer Mission oder unabgestempelter Arbeit christlichen Geistes, da tritt evangelische Kirchlichkeit in Erscheinung, mannigfaltig und unübersehbar reich. Wenn der Begriff „Kirchlichkeit" irgendwie an die Person des „Pastors" oder an die Vorstellung des Kirchengebäudes gebunden wird, so wird der Begriff der Kirchlichkeit verkümmert und verkleinlicht. Es kommt auf die Lebendigkeit des evangelischen Brudergeistes an, den das Glied einer Kirche in sich trägt, ob sein Verhältnis zu Gott über ein Privatverhältnis hinausgeht, nicht aber darauf, ob es „in die Kirche geht".

Was soll das heißen, daß ein Vater sein Kind im Religionsunterricht läßt, weil er sich nicht „in eine Linie mit — proletarischen Freidenkern stellen will"? Könnte nicht der pietistische Vater vielleicht an seine Brust schlagen und sagen: Gott sei mir Sünder gnädig und gebe mir die Aufrichtigkeit solcher „proletarischen Freidenker"?

Der alttestamentliche Begriff des Feiertagheiligens und der katholisierende des Kirchenbesuchs zieht in sogenannten „kirchlichen" Kreisen überhaupt nicht selten die hohen evangelischen Vorstellungen herunter.

Wenn diese Kreise dagegen eifern, daß an Sonntagvormittagen Sport getrieben wird, so sollten sie es sich einmal sehr überlegen, ob sie damit der Volkskirche dienen. Pastoren und Religionslehrer, die ihrer Jugend den Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes zur Pflicht machen, werden vielleicht erreichen, daß einige mit schlechtem Gewissen zum Fußballwettspiel gehen. Denn den Sonntagvormittag vom Sport freizuhalten, werden sie nicht erreichen. Und wenn sie es erreichen könnten, so wäre es sehr zweifelhaft, ob dadurch nicht Wertvolles verdorben würde. Den Bedürfnissen nach gemeinschaftlicher Erbauung würde ja eine Erbauungsstunde am Sonnabendabend oder am Sonntag früh entgegenkommen, und wenn der Pfarrer dadurch zu sehr überbürdet würde, so könnte ja der Schiedsrichter oder Torwächter oder ein Stürmer die Leitung übernehmen. Vierhundert Jahre lang haben wir nun das allgemeine Priestertum in den evangelischen Kirchen, da sollte man doch ihren Gliedern etwas zutrauen. Es braucht nicht immer ein Beamter im Talar da zu sein, der dies in behördlich erlaubten liturgischen Formen tut. Davon, daß wir endlich aus diesen engen, verrosteten Anschauungen herauskommen, hängt vielleicht mit das Schicksal der Kirche als Volkskirche ab.

Dessau Gerhard Heine

Bewußtsein als Segen

In seinem Aufsatz: „Bewußtsein als Verhängnis" nimmt Ernst Schwertfeger die tragische Lebensentwicklung eines philosophiebeflissenen Psychopathen und sein Ende im Selbstmord zum Anlaß einer Warnung vor der Psychoanalyse. Sie hebe das Unbewußte ins Bewußtsein, weise auf die triebhaften Untergründe auch unsres geistigen Daseins hin und erschüttere dadurch das wurzellos gewordene Lebensgefühl der für unsere Zeit charakteristischen Hamletnaturen und Psychopathen. Sie könnten aus ihrer lebensfernen Problematik, übersteigerten Geistigkeit und Bewußtseinskultur nicht mehr herausfinden, verzweifelten am Leben und vernichteten sich selbst; letzteres um so eher, je weniger sie zum Kompromisse-schließen innerlich in der Lage wären. Bewußtsein als Verhängnis!

Wo sich ein so tragisches Schicksal erfüllt, wie das von Alfred Seidel*), da soll es ohne Zweifel dazu beitragen, uns aufmerksam zu machen auf die Gefahren, von denen unsere in sich zerrissene und zerspaltene Zeit erfüllt ist. Aber dürfen wir einer ernsten Forschung zur Last legen, was doch letzten Endes kaum zu verhinderndes Geschick eines seine leibseelische Erbmasse nicht bewältigenden, krankhaft veranlagten Menschen war? Darf man der Psychoanalyse als solcher vorwerfen, was Ergebnis ihrer Verwendung an falscher Stelle sein mag? Ist es wahr, daß sie durch Analysieren der Triebe und Bewußtmachen der Motive von Denken und Wollen nur vor die eine Alternative stellt: „entweder die Triebe zu verdrängen und ihre Sublimierung zu bejahen oder die Triebe walten zu lassen"? Ist Bewußtsein unter allen Umständen vom Übel?

Wir haben es heute doch nicht mehr allein mit der dogmatisch gebundenen orthodoxen Psychoanalyse zu tun. Schüler von Freud sind weiter gegangen, und bei ihrer Erforschung des Unbewußten fanden sie in den tiefsten Schichten menschlicher Strebungen nicht nur Triebhaftes, das, um sich in der Gesellschaft nicht schädlich auszuwirken, verdrängt werden mußte, sie fanden auch Werte, die zum Lichte strebten und deren krankhafte Überlagerungen von kundiger Hand beseitigt werden konnten, um den schöpferischen und lebenfördernden Kräften freie Bahn zu schaffen. So blieb die Psychoanalyse keineswegs ein bloßes Mittel der Diagnose. Aus ihr heraus und allerdings über sie hinaus entfaltete sich eine Psychotherapie, der sehr viele kranke Menschen ihre Gesundung verdanken. Die in der älteren Psychoanalyse liegende Gefahr des einseitigen, restlosen analytischen Zergliederns wurde in ihrer Weiterentwicklung behoben durch eine synthetische Erfassung der im Unbewußten wogenden und treibenden Kräfte, deren gelegentliche Bewußtmachung durchaus heilenden und lebenfördernden Charakter haben kann.

Die Freudsche Psychoanalyse in ihrer ursprünglichen Form ist und bleibt allerdings eine lebensgefährliche seelische Operation, zu der nur in verzweifelten Fällen, wo es sich gewissermaßen um Leben oder Tod handelt, geschritten werden sollte, in Fällen, wo das Ende seelischer Auswirkungsmöglichkeiten gekommen wäre, wenn nicht die helfende Hand eines gewissenhaften, geschulten und innerlich berufenen seelischen Operateurs das Messer zum möglichenfalls noch rettenden Eingriff erfaßte. Allheilmittel aber für die Zerspaltungsnot unserer Zeit ist die Psychoanalyse nicht, kann sie nicht sein. Der ewige Gegensatz von Leben und Erkennen zerreißt von Anbeginn her des Menschen Wesen. Er ist die Quelle aller seiner Not. Und diese Not ist nicht nur eine Krankheitserscheinung unserer Tage, sie liegt tief begründet in der Natur unseres Menschenschicksals. Seelische Chirurgie allein kann hier nicht helfen. Wir brauchen mehr. Wir müssen die letzten Grundlagen dieser Not erforschen und müssen Wege finden, auf denen wir unser Schicksal lieben lernen, indem wir es erfüllen.

Auf diesem Wege kann uns die heutige Charakter- und Seelenkunde ein zuverlässiger Führer sein. Auch sie hebt Unbewußtes ins Bewußtsein, zerreißt aber nicht den Schleier der Ehrfurcht, der über den tiefsten Geheimnissen des Lebens ruhen bleiben muß, aus deren Schoß alles Lebendige aufsteigt und in deren schöpferische Verborgenheit es aus dem Erscheinungsraume irdischen Daseins zurückkehrt. Man kann anerkennen, daß die einseitig erkennende und enthüllende Bewußtseinsrichtung unserer Zeit und der so oft aus ihr erwachsende lebenzerstörende „Wille zur Macht" vom Übel sind, und man kann dabei doch durchdrungen sein von der Überzeugung, daß es oft nur auf dem Wege eines gleichzeitig erkennenden und schauenden Erfassens menschlichen Seelenlebens möglich sein wird, den aus dem großen Zusammenhang

*) Vgl. Nr. 9 Sp. 419 und in dieser Nummer Sp. 632 f. D H

alles Lebens losgelösten und in seiner Vereinzelung elenden Menschen wieder zu neuen Verbundenheiten zu führen.

Wem solche Seelenführung am Herzen liegt, nicht nur Ärzten, Pfarrern und Lehrern, sondern Jedem, der sich durch eignes oder fremdes Erleben hineingestellt sieht in die Mitte dieser Fragen, wer es in seiner Umgebung mit der Führung Anderer zu tun hat, sei das neue Buch von Dr. med. Carl Haeberlin, Nauheim: „Ärztliche Seelenkunde" (J. A. Barth, Leipzig, 189 S., 3.50, geb. 8 M.) warm empfohlen. Es gibt in ungewöhnlich schöner Sprache eine klare Übersicht über die lebenswissenschaftlichen Grundlagen der Charakter- und Seelenkunde, führt tief hinein in die leibseelischen Probleme des modernen Menschen, beleuchtet ihren Zusammenhang mit den großen Menschheitsfragen und weist Wege, die wir zu ihrer Bewältigung beschreiten können. Haeberlin zeigt, daß nicht naturwissenschaftlich rationale Aufdeckung von Tatsachen und Beziehungen zur Wesenserkenntnis führt. Wesen ist irrationale Weltenwirklichkeit. Naturforschung muß sich an die Physik und deren Gesetze anlehnen. Wesenskunde ist Metaphysik. Wir sind überall von den großen irrationalen Wesenheiten von Leben und Seele getragen, unablässig begegnen wir ihnen. Vor allem der Arzt in seiner Tätigkeit am lebendigen Menschen. Krankheit ist Störung des harmonischen Zusammenwirkens leiblicher und seelischer Kräfte, und in dieser Störung kommt die vielfache Gespaltenheit menschlichen Lebens zum Ausdruck, die nicht nur Zeiterscheinung ist, sondern begründet liegt in Wesen und Schicksal des Menschen. „Die Quelle alles beim Menschen auftretenden seelischen Leidens ist die am Anfang aller menschlichen Entwicklung stehende Schisis, die Trennung der Welt in Du und Ich, die schicksalhaft dem Menschen den ihm allein bestimmten Weg weist." Aus ihr stammt die für den Menschen unserer Zeit charakteristische Seelenhaltung der Neurose. Aus ihr erwächst auch Schuld- und Sündenbewußtsein, das im Menschen das Erlösungsverlangen erwachen läßt, in dem gewaltige treibende und schöpferische Kräfte neben tiefem Verzicht und Lebensverneinung sich auswirken. Ein dunkles Erinnern an die einstige Verbundenheit alles Lebendigen, an der auch er Teil hatte, lebt im Menschen und wächst heran zur tiefen Sehnsucht nach einer Rückkehr in diesen Urzustand. Aus der Helle des Bewußtseins aber führt kein Weg zurück in den Dämmerzustand des Uranbeginns. Wie kann dem Erlösungsverlangen des Menschen Genüge geschehen?

Re — ligio — Wiederbindung! „Wenn solches Sichwiederbinden sich begibt im sich Wiederbinden an den Kern der eignen Wesenheit, durch die hindurch für Jeden allein der Pfad zum ewigen Wesen schöpferischer Kraft geht, dann ist das die vollkommenste Heimkehr, die der Mensch zu erleben vermag." Aber auch Wandlung ist solche Wiederbindung, die von der Vereinzelung zur Einheit führt, Umkehr des Sinnes, Metanoia, Geburt Gottes in der Seele. Aus diesem Erleben erwächst die Seelenhaltung des Vertrauens und die Kraft zur Selbstverwirklichung. Wiedergebunden an das ewige Wesen schöpferischer Kraft, das von Uranfang her Liebe ist, treibt die dem einzelnen Menschen mitgegebene eigne Wesenheit zu ihrer Verwirklichung im Leben. Wer müßte nicht denken an das Wort des Paulus: „Ich lebe aber; doch nun nicht ich, Christus lebet in mir"? Die beiden Pole Eros und Angst, die aus dem Leben quellende schöpferische Liebeskraft und die aus dem Bewußtsein seines Losgelöstseins aus der Allverbundenheit des Lebens stammende Lebensangst, ringen miteinander in des Menschen Seele. Wenn die Angst gewandelt ist in Vertrauen, können Leben und Erkennen in harmonischer Spannung der Kräfte sich auswirken. Im religiösen Erlebnis vollzieht sich die Wiederbeseelung des Lebens unserer Gegenwart.

„Die Geleitung auf dem Wege zur Selbstverwirklichung ist eine der wichtigsten Aufgaben aller Seelenführung." Einbezogen in die ärztliche Behandlung bewegt sie sich auf der Grenzlinie zwischen Heilverfahren und Erziehung. „Erblich bedingte und konstitutionelle Momente, Verstricktsein in Schicksal und übermächtige Bindungen, tief und weit fortgeschrittene Zerlösungen können hier für jede Seelenführung unüberwindliche Schwierigkeiten schaffen." Man denke an Jesu Gleichnis vom Säemann, wo das Wort nicht aufgehen und Frucht bringen kann bei denen, „die nicht Wurzel haben in sich". Gangbar ist der Weg für diejenigen, „die die Möglichkeit zum ergreifenden Innewerden der Verbundenheit, zum metaphysischen Erleben in sich tragen." „Durch dies umwandelnde Erleben, die Metanoia", die nichts zu tun hat mit Sicherungsabsichten, „kann eine Tiefe des Vertrauens erreicht werden, zu der keine andere Führung zu geleiten vermag, ... es ist die wirkliche Überwindung der Welt, in der die Angst ist."

Über dem Tiefsten aber, was eine Seele auf diesem Wege erleben kann, ruhe das Schweigen der Ehrfurcht. —

Haeberlin zeigt in seinem Buche — dessen fachkundige Beurteilung nicht meine Aufgabe sein kann — zuerst den Lebensgehalt im Seelischen; dann die für den Menschen typische Auswirkung seines seelischen Wesens im persönlichen Charakter, wobei er auf das Lebenswerk von Ludwig Klages hinweist und auf dessen Ergebnisse, als auf die zutiefst in die Wesenheit vordringenden. Aber er verharrt nicht in der resigniert-pessimistischen Einstellung des großen Psychologen und Charakterforschers, sondern zeigt die Möglichkeit einer religiös-vertrauenden Überwindung scheinbar unüberwindlicher Gegensätze. Er versteht den Menschen als den Träger einer ihn mit Entwurzelung bedrohenden, tiefen Wesenszerspaltung zwischen Leben und Erkennen (d. i. auch zwecksetzendem Willen). Aus diesem Schicksal entspringt für den Menschen die Spannungshaltung der Neurose. Im letzten Kapitel „Seelenführung" gibt er eine Darstellung oben angedeuteter Leitgedanken.

Bringt uns die moderne Seelenkunde wesentlich Neues? Sie bringt ein wirkliches Fortschreiten dadurch, daß sie die Denkweisen früherer Zeiten mit dem Reichtum neuer Funde erfüllt, — ewige Wahrheit in neuer Gestalt.

Mag religiöser Erkenntniswille in den Nöten von Zeit und Schicksal nach einem neuen Gottesbegriff verlangen, — religiöses Leben wird immer den Wiederanschluß suchen an die letzte unpersönliche Tiefe in uns selbst, an die Dynamik des Lebens, an die ewige Bewegung Gottes, die uns liebend durchdringt.

Bewußtsein ist Menschenschicksal. Es braucht nicht zum Verhängnis zu werden, es soll Segen sein, — wie die Arbeit zum Segen wurde, die Gott dem Menschen gab, als er ihn aus dem Paradieseszustand entließ. In allem Licht liegt segnende Kraft, auch da, wo der Schicksalsweg des Menschen zurückgeht ins schöpferische Dunkel.

Weimar Frida Michaelis

Von Wert und Gefahr des Bewußtmachens

Die Zeit der Psychoanalyse ist vorüber *). Immer mehr Stimmen melden sich, welche betonen, daß die Psychoanalyse bestenfalls ein technisches Mittel in der Diagnosestellung für den Arzt sein soll, nicht mehr. „Wir wissen, daß der Weg über letzte Bewußtheit gangbar ist, aber nur für Wenige, und daß Alles davon abhängt, ob wir lernen, mit

*) Vgl. jedoch das demnächst erscheinende Sammelwerk von Hans Prinzhorn „Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben". Leipzig, Der neue Geist Verlag. 26 Bogen. Etwa 26 M. Darin interessiert uns besonders Gustav Mahr „Evangelische Seelsorge und Psychoanalyse". D H.

dem geringsten Aufwand von Bewußtheit auszukommen, wenn wir schon einen Menschen diesen Weg führen." Das sagt ein früherer Vertreter der Psychoanalyse in seiner beachtenswerten Abhandlung „Gespräch über Psychoanalyse" *). Immer mehr wird das Gebiet der Psychoanalyse eingeschränkt. Immer mehr wird erkannt, daß durch Bewußtmachen wir die Menschen zu sehr aufwühlen. Da ist es gut, wenn schöpferische Kräfte in ihnen fest lagern und sich nun entfalten können. Wehe aber, wenn solche schöpferischen Kräfte nicht vorhanden sind. Auch da wird Analyse, Bewußtmachen, Entzauberung gefährlich, wo geringe Lebensfülle, hilflose Gebundenheit an Milieu (Familie), Ort und andere Schranken des Daseins nach wie vor das Weltbild bestimmen werden. Die neue Grundweisheit, die Prinzhorn als Arzt vertritt, lautet: „Nicht mehr auflösen durch Bewußtmachen, als man durch Besseres ersetzen kann." Der Verfasser schließt seine Ausführungen mit dem Satz: „Führt die Psychoanalyse nicht zu den Müttern, so ist sie Frevel!"

Selten habe ich eine Arbeit über Psychotherapie mit solcher Freude durchgelesen und durchgearbeitet, als dieses vorbildliche Werk von Prinzhorn. Jeder, der aus der Niederung der alten Psychoanalyse sich frei machen will, der darf an dieser Arbeit nicht vorübergehen. Am meisten wird sie natürlich dem metabiologisch und metaphysisch eingestellten Wahrheitsforscher neue Erkenntnisse übermitteln. Wie ein roter Faden zieht sich durch die Abhandlung ein Wort des Ostens, das Laotse zugeschrieben wird und der Arbeit als Motto vorangestellt wurde:

Was man zusammenziehen will,
das muß man erst richtig sich ausdehnen lassen.
Was man schwächen will,
das muß man erst richtig stark werden lassen.
Was man beseitigen will,
das muß man erst richtig sich ausleben lassen.

Blankenburg (Harz) Karl Strünckmann

Über die Struktur des religiösen, künstlerischen und philosophischen Sehens

1. Von der Geschichte des Sehens. 2. Vom religiösen Sehen. 3. Vom Sehen des Künstlers. 4. Vom Sehen des Philosophen. 5. Das Sehen in der Philosophie Husserls. 6. Die Unendlichkeit des Gegenstandes. 7. Das Subjekt des philosophischen Sehens. 8. Die Problematik des philosophischen Sehens

5

Die Bewertung des Abtastens der Fläche und der Tiefe des Gegenstandes sind zwei Momente, deren Beachtung man in der Philosophie Edmund Husserls vermißt. Husserl macht das „unmittelbare", „originär gebende" Sehen, die „eidietische Intuition" zum Grundprinzip seiner Philosophie, zur letzten „Rechtsquelle" aller vernünftigen Behauptungen [21]). Er unterscheidet wesentlich assertorisches Sehen eines Individuellen, z. B. das Gewahrwerden eines Dinges oder individuellen Sachverhaltes von einem ergodiktischen Sehen, vom Einsehen eines Wesens oder Wesenverhaltens [22]). Dem ersteren legt er als Erkenntnisfunktion keinen positiven Wert bei. Vielmehr hält er es für nötig, die ganze, uns umgebende Welt des Singulären, Individuellen „in Klammern" zu setzen, auszuschalten, um der reinen Wesensschau freie Bahn zu machen. „Alles kommt darauf an, daß man sieht und es sich ganz zu eigen macht, daß man genau so unmittelbar wie einen Ton hören, so ein „Wesen", das Wesen „Ton", das Wesen „Dingerscheinung", das Wesen „Sehding", das Wesen „Bildvorstellung", das Wesen „Urteil" oder „Wille" usw. schauen und im Schauen „Wesensurteile fällen kann" [23]). Das widerstreitet aber dem Sinn der theoretischen Funktion des Sehens, dessen Eigenart uns gerade darin zu bestehen scheint, daß in ihm die uralte Dualität von Erscheinung und Gesetz, Fläche und Tiefe überwunden wird, ohne daß es zur Aufhebung eines Gliedes dieses Gegensatzes kommt. Ohne Kenntnis und genaue Prüfung jener Flächenschicht, die das Wesen gleichsam umlagert, erschließt sich auch nicht der Sinn der Tiefe. So hatte Nicolai Hartmann Recht, wenn er dem Phänomenologen vorhielt: „Für das Sehen des prius ist gerade der Zusammenhang mit dem posterius wichtig; was man am prius selbst nicht einsehen kann, lernt man vom posterius aus sehen [24])." So meint Troeltsch sachlich dasselbe, wenn er sagt (a. a. O. 677 f.): „Ein reines Schauen und eine tiefbohrende, alle Erfahrungs- und Erlebnishinweise zusammenraffende Forschung können so in den wirklichen Realzusammenhang, der damit zugleich tatsächlich und zugleich ideell durchdrungen ist, in sehr weitem Umfange eindringen." In demselben Sinne sagt schon Goethe von sich (bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort 1823): „daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei. ..." Darin scheint der Vorzug dieses Sehens zu liegen, daß es ein Auge hat auch für die theoretische Sinnhaftigkeit des Individuellsten. Lief das Erkennen immer Gefahr, seine Aufgabe für erledigt zu erachten, wenn es seinen Gegenstand unter die Form allgemeiner Begriffe subsummiert hatte und die anschaulichen eigentümlichen Schichten kurzerhand unbeachtet ließ, so wurde das Sehen gerade vermöge seiner Vorliebe für die anschauliche Schicht dazu geführt, auch in das Individuellste eine ideelle Gesetzlichkeit hineinzulegen, Objektivität auch im scheinbar Subjektiven gewahr zu werden.

Die Struktur des Husserlschen Sehens ergibt die Unmöglichkeit einer positiven Erfassung jedes Individuellen. Wohl kennt er regionale Abstufungen im Reich der Wesen. Aber auch sie tragen den Charakter genereller Allgemeinheit. Nur dies Allgemeine ist ewig unendlich wahr. Das ganze Gebiet der ethisch-geschichtlichen Wirklichkeit liegt also strenggenommen außerhalb der Blickrichtung dieser Philosophie. Die Welt, die sich ihr erschließt, ist mathematisch generalisiert. Wird dagegen dennoch der Versuch gemacht, sich auf die Welt des Einmaligen, Einzigartigen, historisch Heterogenen einzustellen, wie von den Schülern Husserls es besonders Scheler versucht hat, so muß auch die Struktur des Sehens eine im Sinne ihres Urhebers radikale Änderung erfahren.

6

Auch die Unendlichkeit der „Tiefe" des Wesens kommt bei Husserl nicht zu ihrem Recht. Sein Sehen ist „originär gebend". Es durchdringt das Wesen in „adäquater Schau". Es ist apodiktisch, von strengster Evidenz. Es gibt also eigentlich keine Tiefe in diesem Wesen. Es ist als solches völlig durchschaubar. Daß dies dem Sachverhalt nicht entspricht — auch nicht bei den einfachsten Denkformen —, darauf ist schon öfters hingewiesen [25]). Hätte Husserl in dem Individuum einen Wert von positiver Bedeutung gesehen, er hätte darauf stoßen müssen, daß auch das Wesen eine zweite Dimension in sich schließt, deren Linien sich im Unendlichen verlieren. Die großen Seher unter den Philosophen haben dies Geheimnis der Individualität sich zu eigen gemacht. Ihr Sehen ging

*) Gespräch über Psychoanalyse zwischen Frau, Dichter und Arzt. Von Hans Prinzhorn. Heidelberg, Niels Kampmann Verlag 1926. 100 S. 3.20 M.

[21]) Husserl, Ideen zu einer reinen Phänomenologie, 1923, 36 ff.

[22]) a. a. O. 285.

[23]) Husserl, Philosophie als strenge Wissenschaft. Logos I, 318.

[24]) Nicolai Hartmann, Über die Erkenntbarkeit des Aprioriſchen. Logos V, 328.

[25]) Vgl. Hartmann, a. a. O.

suchend und tastend vor, ohne das Gefühl je zu verlieren, irgendwo bei einem Wesen den letzten Grund zu erreichen. Gerade dies gibt aber auch diesem Sehen die Intensität und vorwärtsdrängende Kraft, daß sein Subjekt weiß, daß Wesen keine abgeplatteten toten Formen sind, sondern daß sie Leben und Entwicklung in sich bergen. „Es bleibt, wenn das graue Gespenst abstrakter, substantialer Wesenheiten zerrissen ist, hinter ihm übrig der Mensch [26])."

Die Begriffe „Leben" und „Entwicklung" weisen auf einen typischen Grundzug des abendländischen Denkens hin gegenüber dem eleatischen Platonismus [27]). Wir können ihre Bedeutung hier nur streifen. Ein ganz Neues war es, das hier dem philosophischen Blick aufging. War das griechische Sehen im wesentlichen von der Grundvoraussetzung ausgegangen, daß Leben, Zeit, Entwicklung, Individuum durch eine tiefe Kluft von dem ewig beharrenden Sein der Ideen getrennt sei, wurden dementsprechend jene Sachverhalte in die untere Region des Vergänglichen, Sinnlichen, Subjektiven zurückgewiesen, wird dem abendländisch-germanischen Schauen Zeit zur Ewigkeit, und Ewigkeit zur Zeit (Meister Eckehart), wird das Gesetz beweglich (Goethe), wird jeder Abschnitt der Geschichte „unmittelbar zu Gott" (Ranke), wird das Individuum zu einer apriorischen Kategorialform erhoben trotz seiner Einmaligkeit und Irrationalität (Dilthey, Simmel, Stein, Spranger, Troeltsch u. v. A.). Das dem griechischen Sehen unlösliche Paradoxon, daß auch in dem flüchtigen Augenblick sich Ewigkeit dem Blick enthüllen kann, wird jetzt zur Gewißheit. Daß die Zeit nicht nur ein Element ist, das die Formen verwittert und zermürbt, daß sie auch Auftrieb zu schöpferischer Entwicklung ist, Geburtsstätte neuer Werte — das alles wird nun wirklich gesehen. Freilich entspringt aus dem jetzt erstehenden Begriff der „historischen Zeit" und seinem das Wesen des Gegenstandes selbst ergreifenden Einfluß eine Problematik, zu deren Überwindung auch die Kantischen vorwiegend aus naturwissenschaftlich-mathematischen Gebieten herauswachsenden Objektivitätskriterien bei weitem nicht genügen.

7

Noch bleibt die Frage nach der Struktur des Subjekts des philosophischen Sehens. Von Kant bis Husserl findet man die Tendenz vertreten, dies Subjekt nach Möglichkeit zu eliminieren. Man läßt es zu einem punktuellen abstrakten Ichmoment zusammenschrumpfen. Man sieht in ihm nur ein negatives, objektzerstörendes Gebilde, ein „notwendiges Übel", das man als solches bei der funktionellen Arbeit des Erkennens hinzunehmen hat, dem aber ein positiver Anteil bei der Konstituierung des Gegenstandes nicht zukommt. Also ein subjektloses Sehen? Für bestimmte Zusammenhänge von formalgesetzlicher, mathematisch-flächenhafter Struktur ist die subjektlose Einstellung zum mindesten ein Postulat. Aber von einem „Sehen" wird man dann nicht mehr reden können. Mit diesem „Sehen" — auch dem philosophischen — ist die volle Konkretheit des Subjekts unzertrennlich verbunden. Die Philosophen, deren Blick vorwiegend auf der geschichtlich-ethischen Wirklichkeit ruhte, und nicht nur an deren Oberfläche haften blieb, sondern in die Tiefe drang, haben wirklich so gesehen. „Das Wesen der Philosophie selbst ist es, daß in ihr der ganze Mensch mit der zentrierten Gesamtheit seiner höchsten geistigen Kräfte sich in Volltätigkeit befindet [28])." „Nicht die Annahme eines starren a priori unseres Erkenntnisvermögens, nein allein Entwicklungsgeschichte, welche von der Totalität unseres Wesens ausgeht, kann die Fragen beantworten, die wir alle an die Philosophie zu richten haben [29])." Je tiefer und umfassender die Kräfte des Subjekts sind, um so mehr wird es das Wesen des Gegenstandes erfassen. Genügen diese Kräfte nicht, so bleibt der Gegenstand stumm und tot. In diesem Sinne sieht der Einzelne immer nur bestimmte Gegenstände; andere sieht er und sieht sie doch nicht. Es müssen gleichsam harmonische Grundbeziehungen zwischen Subjekt und Objekt bestehen. Es muß ein „Entsprechendes" im Subjekt geben. Ist dies der Fall, so ergibt sich das — dem Geheimnis der künstlerischen Form entsprechende Grundgeheimnis des philosophischen Sehens: daß aus dem Allersubjektivsten, aus der Entfesselung aller persönlichen Kräfte, ja Leidenschaften des „wollend-fühlend-vorstellenden" Subjekts das Sehen zur reinen Objektivität des Gegenstandsgesetzes sich hindurchringt, soweit dies überhaupt möglich ist. Den metaphysischen Hintergrund hierfür könnte man in Goethes Anschauung von der Antizipation [30]) und seiner bis in die moderne Denkarbeit nachklingenden Überzeugung finden, daß Gleiches nur von Gleichem erkannt werde. „Das Fremdseelische kann nur erkannt werden, weil wir es vermöge unserer Identität mit dem Allbewußtsein anschaulich in uns selber tragen und es verstehen und empfinden können wie unser eigenes Leben ... [31])."

8

Wiederum aber tut sich uns hier — nun von der Subjektseite her — die ungeheure Problematik der Objektivität auf, die das philosophische Sehen beansprucht. Wenn es so ist, wenn in der Bewegung dieses Sehens — wenigstens für bestimmte Gegenstandsgebiete — das ganze Leben des Subjekts mitschwingt mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Affekten und Leidenschaften, mit seinem eigenen Darinstehen in Raum und Zeit und den damit verbundenen Begrenzungen und Irrtümern — ist es dann überhaupt möglich, daß das Sehen den Punkt erreicht, von dem man sagen kann: hier ist reine Objektivität? Das eine ist sicher: will man diese Frage zu bejahen wagen, so muß man den Begriff der Objektivität weiter und elastischer fassen als wie er sonst bei eindimensionalem Erkennen flächen- und formelhafter Gegenstände allgemein durchsichtig bestimmt worden ist. Es wird hier — auch von der Subjektseite her gesehen — Stufen und Grade geben, die in Bezug auf Reinheit und Klarheit der Wesenserfassung unendlich differenziert sind. Die letzte Höhe bleibt auch hier verschlossen. Aber doch wird der Punkt erreicht, wo man von einer bestimmten Objektivität sprechen kann. Freilich wird dadurch die vorliegende Problematik nicht behoben. Das Ringen um Objektivität ist hier viel schwerer als bei den Erkenntnisakten, in denen das Ich von vornherein ausgeschaltet ist. Da, wo alle persönlichen Kräfte erforderlich sind, um zur Tiefe der Wesen zu gelangen, ist die Frage nach den Maßstäben der Wahrheit viel dringlicher. Ihre Beantwortung führt zur Bloßlegung der letzten Wurzel des theoretischen Sehens. Diese Wurzel liegt nicht in seiner eigenen Schicht, sondern in der Persönlichkeit selber. Wenn man unter diesem — oft verflachten — Begriff den Menschen versteht, der sich aus der Niederung des Natürlich-Sinnlichen-Subjektiven, des Triebhaft-Notwendigen zu einer bestimmten Höhe autonomer Schaffenskraft, Wahrhaftigkeit und sittlichen Ernstes hindurchgerungen hat, so hat man die Urzelle erfaßt, die die alleinige Bürgschaft für die Richtigkeit des Sehens gibt. Es ist wiederum eine der Entdeckungen des abendländischen Denkens, daß das Erkennen nicht mit sich selber fertig werden kann. Kants

[26]) Dilthey, a. a. O. 487.

[27]) Vgl. Heimsoeth, Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik, 1922, 180 ff. 236 ff.

[28]) Scheler, Vom Ewigen im Menschen, 1921, 96.

[29]) Dilthey, a. a. O. XVIII, vgl. Nohl, Stil und Weltanschauung, 18 f.

[30]) Vgl. Marie Hendel, Die platonische Anamnesis und Goethes Antizipationen, Kantstudien, 1920, 18.

[31]) Troeltsch, a. a. O. 684, vgl. Gundolf, a. a. O. XXVII, 115.

Gedanke des Primats der praktischen Vernunft, Fichtes große Intention, daß die praktische Vernunft die Wurzel aller Vernunft sei, daß der Kern des Ich und der Welt nicht im Denken und Vorstellen, sondern im Wollen liege, geben dem am besten Ausdruck. So auch bei dem zuletzt analysierten Sehen. Es sind eigentlich nur die ganz großen Persönlichkeiten gewesen, die wirklich gesehen haben, die — nach dem Ausdruck Simmels — nicht nur das Herz der Begriffe klopfen hörten, mehr noch das der Dinge und Menschen, die sich den Blick offen hielten für die „Tiefe" ihres Gegenstands, und aus ihr Schätze hervorholten, die den Stempel der Wahrheit und Ewigkeit trugen.

Persönlichkeiten sind Individuen. Eine spezielle Theorie des philosophischen Sehens müßte sich die Darstellung der Individualtypen zur Aufgabe machen, wie sie von den überragenden Persönlichkeiten repräsentiert werden. Die Darstellung hätte etwa die Richtung einzuschlagen, wie sie schon unter anderen von Humboldt in seiner vergleichenden Anthropologie (WW III), später von Dilthey in seinen Studien zur Individualität und neuerdings von Jaspers in seiner Psychologie der Weltanschauungen versucht worden ist[32]). Es würde dann — den verschiedenen Formen der großen Persönlichkeit entsprechend — eine Reihe von Formen des theoretischen Sehens zu Tage treten, die ihre Geltung aus dem Urquell der ihnen jedesmal entsprechenden Persönlichkeit empfangen — wie man Sehformen in der bildenden Kunst festgestellt hat (Wölfflin). Die vorliegende Untersuchung wollte nur mit großen Strichen auf die Eigenart des theoretischen Sehens überhaupt hinweisen und auf seinen Unterschied vom religiösen und künstlerischen Sehen, daß in ihm eine Synthese vollzogen wird von Erscheinung und Gesetz, von Anschauung und Idee, von Besonderem und Allgemeinem, und daß es vornehmlich geeignet ist, das Individuum in seiner unberührten Eigenart zu erfassen jenseits des „grauen Gespinstes abstrakter, substantialer Wesenheiten".

Hamdorf, Kr. Rendsburg Werner Schultz

Paul Göhre

† 4. Juni 1928

Unvorbereitet trifft mich, in einer Bahnhofswirtschaft die Zeitung lesend, die Nachricht vom Tode Göhres. Am Tage vorher fand ich in derselben Zeitung einen Artikel, der sich merkwürdig viel mit den von Göhre herausgegebenen Arbeiterbiographien und mit seinem bahnbrechenden Buche „Drei Monate Fabrikarbeiter" beschäftigte *). Ich behielt den Artikel in der Tasche, um ihn, heimgekehrt, Göhre zuzusenden. Der Gedanke, was er uns gewesen, und was er uns noch sein könnte, beschäftigte mich, da ich das gelesen hatte. Und nun war er tot. —

Seit 1887 erschien die Christliche Welt. Bald machte sich für den Dorfpfarrer-Redakteur das Verlangen nach einem Helfer geltend. Hermann Guthe in Leipzig, der Alttestamentler, damals noch Privatdozent, empfahl ihm den Kandidaten Göhre. Dieser hatte soeben sein erstes Examen bestanden und fand sich Herbst 1888 in Schönbach ein. Er blieb bis Mai 1890.

Was er in die Redaktion mitbrachte, war vor allem sein leidenschaftliches soziales Interesse. Er hat sich gelegentlich seiner proletarischen Herkunft gerühmt. Aus seiner Meißner-Fürstenschulzeit erzählte er wohl, wie sich sein Inneres oft gegen die Privilegiertheit der Söhne aus den vornehmen Häusern empört habe. Solidarität mit der sich emporringenden Arbeiterschaft war ihm angeboren. Gleichwohl hat er den Weg zur Sozialdemokratie nicht so bald gefunden. Und mit dem proletarischen Zuge seines Wesens verband sich ein dezidiert aristokratischer. Sorgfältigste Körperpflege, strenge Sauberkeit des Kleides und der Wäsche, peinliche Ordnung der äußeren Lebenshaltung waren ihm lebensnotwendig: welche Leiden hat er bei diesem Anspruch ausstehen müssen später auf seinen politischen Fahrten und im Schützengraben! Aber auch sonst eignete ihm ein vornehmer Zug — im Verkehr, in Liebhabereien, im Lebensgenuß.

Das Erste, was er in die CW geschrieben hat, war ein Artikel über das Paulinum im Rauhen Hause (1888 Nr. 46). Bald wurde die Sozialdemokratie seine Spezialität: „Die gegenwärtige Entwicklung des Sozialdemokratismus zur anarchistischen Weltanschauung" (1889 Nr. 22 f.). „Was tun wir gegen die Sozialdemokratie?" (1889 Nr. 49 f.). Dieser letztere Aufsatz setzt sich mit Naumanns Arbeiterkatechismus und Liegnitzer Vortrag auseinander. Er war mit Naumann bekannt schon als Mitschüler von Meißen her, bald auch befreundet; aber jünger als jener hielt er immer eifersüchtig auf die Selbständigkeit seiner Entwicklung. Ja fast empfindlich war er gerade als junger Mensch überhaupt in puncto Unabhängigkeit, Freiheit, Eigenart.

Die Reichstagswahl von 1889 kam. Er sprach in Wahlversammlungen gegen die Sozialdemokratie. Es stand ihm keine natürliche Suada von Haus aus zu Gebote. Erst später hat er jenes gewaltige Pathos der Rede entwickelt, das die Massen hinriß. Die Glut für die Sache gab es ihm.

Liebe zum arbeitenden Volk ließ in ihm den Entschluß reifen, Arbeiter zu werden. Den Arbeitern ein Arbeiter, sie für die christliche Weltanschauung zurückzugewinnen. Nicht um ein Abenteuer von Monaten handelte es sich, sondern um einen Dienst auf Lebenszeit. Unter Verzicht auf den Pfarrerberuf. — Es war etwas Großes, diese innere Wendung und Entschließung mit ihm zu durchleben. Bis zuletzt blieb er in meinem Hause. Anfang Juni 1890 trat er in die Fabrik ein. Er hatte einen verständigen Fabrikanten gefunden, der ihn unter falscher Signatur aufnahm, und auch die Behörde willigte darein.

1890 Nr. 40 erschien in der CW der Artikel: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Wandergeselle. 1. Mein Plan." Nr. 41 folgte: „2. Mein Weg." Nr. 42 und 44: „3. Meine Arbeitsgenossen und die Sozialdemokratie." Es wurde daraus sein berühmtes Buch: „Drei Monate Fabrikarbeiter". Im Verlage der Christlichen Welt, bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, ist es 1891 erschienen *). Davon sind ungefähr 24 000 Stück verkauft worden; es ist ins Englische, Dänische und Schwedische übersetzt worden. Mancher wird heute darnach greifen und es wieder lesen. Ein Markstein am Wege.

Göhre hielt es physisch und moralisch nicht länger in Chemnitz aus. Das „zeitlebens Arbeiter" war als unmöglich erfahren. Jedoch „zeitlebens für die Arbeiter" das blieb. Was aber sollte nun aus ihm werden? Es gelang, ihn als Generalsekretär bei dem eben erst (1890) aufgetanen Evangelisch-Sozialen Kongreß unterzubringen. Das ist er 1891—94 gewesen. Und hat seine, des Kongresses, Geschichte mit gemacht. Zu Stöcker, Naumann, Harnack gab er eine besondere Note. Er fand sich insbesondere mit Max Weber zusammen. Die Tagung von Frankfurt a. M. (1894) mit Vorträgen der Beiden über „die deutschen Landarbeiter" war sein Höhepunkt. Es gab offensichtlich im Kongreß einen starken linken Flügel

[32]) Vgl. auch Spranger, Lebensformen, 1922.

*) Die Bildung der Ungebildeten. Von Ernst Heilborn. Frankfurter Zeitung 419.

*) Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie von Paul Göhre, Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-Sozialen Kongresses. 222 S. Von mir besprochen 1891 Nr. 25. Heute gänzlich vergriffen.

der Jüngeren, auf den man große Hoffnungen setzen konnte *).

Im selben Jahre 1894 wurde Göhre Pfarrer in Frankfurt a. O. Ihm fiel vornehmlich die Arbeitergemeinde zu. Mit allem Bewußtsein setzte er sich für sie seelsorgerlich und wirtschaftlich ein. Er pflegte einen Evangelischen Arbeiterverein nach eigenen, modernen Grundsätzen. Er schuf eine gemeinnützige Baugenossenschaft. Er diskutierte mit den Sozialdemokraten (noch unter dem Sozialistengesetz!) in ihren Versammlungen, besuchte sie in ihren Wohnungen, feierte mit ihnen den ersten Mai. Er deckte die Zustände unter den Sachsengängern im Oderbruch auf. Noch fanden sich in seinem Hause an offenen Abenden mit sozialdemokratischen Arbeitern Handwerker, Lehrer, junge Offiziere und Juristen zusammen. Aber bald wurde er von bürgerlicher Seite beargwöhnt, bei seinen Vorgesetzten denunziert, von gewissen Kreisen boykottiert. Er erbat sich Urlaub, den man ihm gern bewilligte, und siedelte nach Stötteritz bei Leipzig über. Erst 1901 verzichtete er auf das geistliche Amt und trat aus der Landeskirche aus. Später hat er bedauert, daß er diesen (letzteren) Schritt so rasch getan hat. Es entsprach seinem leidenschaftlichen Wesen, aber auch seinem Sinn für Klarheit. Kurzsichtigkeit seiner Behörde, die in seinen religiösen Reden Verunglimpfung der Kirche fand, war die Ursache.

Immer enger war inzwischen die Verbindung mit Naumann geworden. Ihre Frucht: der Nationalsoziale Verein (1896—1903). Göhre wurde sein zweiter Vorsitzender. Er vertrat den linken, Sohm den rechten Flügel in der Partei. Innere Spannungen machten sich auch Naumann gegenüber geltend, als dieser, entschlossen kaiserlich, für Flotten- und Kolonialpolitik eintrat. 1899 schied Göhre aus dem Verein aus. Seine proletarische Gesinnung siegte über alle andern Bindungen. Anfang 1900, inzwischen nach Berlin übergesiedelt, wurde er Sozialdemokrat. Seine Flugschrift: „Wie ein Pfarrer Sozialdemokrat wurde", noch 1900 erschienen, ist in 356 000 Exemplaren verbreitet und fast in alle europäischen Sprachen übersetzt.

1914 war er unter den Führern der Sozialdemokratie, die angesichts des Krieges ihre Entscheidung für die Nation bewirkten. 1915 ging er, 51 Jahre alt, als kriegsfreiwilliger Unteroffizier, mit nach Rußland, wurde bald Offizier und blieb vier Jahre an der Front. Am Tage des Zusammenbruchs übernahm er das Amt eines Unterstaatssekretärs im preußischen Kriegsministerium und leitete mit General Scheuch die Demobilisierung, stellte die ersten neuen Friedensformationen auf und begann den Kampf gegen die Soldatenräte. Als das Reich die Wehrmacht übernahm, wurde ihm das gleiche Amt im Preußischen Staatsministerium anvertraut. In dieser Stellung hat er den drei summepiscopi gedient, auch einmal einen Hirtenbrief für sie verfaßt, der aber nicht zu Tage gekommen ist. (Vielleicht veröffentliche ich ihn einmal.) Die Kirche, die ihren Pfarrer einst schlecht behandelte, hat sich über ihn nicht zu beklagen gehabt; warm nahm er sich in kritischen Lagen ihrer Interessen an. Es war aber auch eine warme Genugtuung für ihn, als der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats dem Staatssekretär im landeskirchlichen Interesse seinen Besuch machte.

April 1923 ließ er sich wegen eines Augenleidens, das ihn bis zu seinem Tode geplagt und immer mehr am Lesen und Schreiben gehindert hat, zur Disposition stellen. Sein letztes Buch galt dem paneuropäischen Gedanken **).

War seine politische Laufbahn nicht unbedeutend, so blieb doch Religion sein eigentliches Lebenselement. Sie entlud sich in seinem sittlichen Pathos, manchmal anscheinend widerkirchlich genug. Und gewiß, unter den politischen Kämpfen (um das Reichstagsmandat 1903, 1907, 1910, 1915; 1907 unterlag er, 1918 wurde er nicht wieder aufgestellt) arbeitete seine ganze Energie in dieser Richtung. Er war von Anfang an ausgesprochner Revisionist; schon 1903 wagte er auf dem Parteitage in Dresden dem allmächtigen Bebel schroff entgegenzutreten. Er zog sich zu Zeiten in die unpopuläre Konsumbewegung zurück, der er ein dickes Buch gewidmet hat *). Aber auch sonst war er um das praktische Vorankommen seiner Genossen herzlich bemüht. So leitete er lange als Vorsitzender den Berliner Volkschor (gemischter Chor von 3—400 Köpfen), der Oratorien mit Orchester und Solisten ersten Ranges aufführte, half mit zum Zustandekommen der Volksbühne. Sein ästhetischer Zug kam da zu fruchtbarer Wirkung.

Aber eben der religiöse war nicht zu bändigen. Als er zu meinem 70. Geburtstage mir die besondre Freude seines Besuches schenkte und wieder einmal unter den Freunden der Christlichen Welt war, machte er kein Hehl aus seiner Freude darüber, und er fand, daß dies doch der Kreis sei, in den er ganz eigentlich hineingehöre. Nach seinem Übertritt zur Sozialdemokratie hat ihn lange das echt proletarische Mißtrauen verwirrt, daß unsre Freunde ihn deswegen gering achteten. Er wußte allerhand wunderliche Erlebnisse dafür anzuführen. Ich habe vergeblich versucht, ihm das auszureden. Aber nach diesem letzten Zusammensein hat er mir, denk ich, geglaubt.

Eine theologische Arbeit hat ihn noch eben beschäftigt. Sie bewegte sich in denselben Bahnen wie sein Buch „Der unbekannte Gott **). Das ist gewiß nicht der Gott des christlichen Dogmas. Aber doch ist's ein frommes Buch, das Buch eines Suchenden, und zwar Eines, der gar nicht anders konnte als seinen Gott suchen.

Es liegt für mich ein Schimmer der Verklärung über seinem Leben. Er hat viel gezürnt und gekämpft, aber er war ein sonniger, grundgütiger Mensch. Wie innig hat er seine Frau geliebt, wie war er seinen Kindern ein guter Vater, wie war er ein treuer Freund!

Marburg Martin Rade

Die Bruderschaftsbewegung in England

1. Ein Pionier der Bruderliebe. 2. Der Ursprung der Bewegung. 3. Ausbreitung, Entwicklung und Organisation. 4. Eigenart, Auswirkung und Bedeutung

Vor etwa Jahresfrist wurde ich von einem der Herausgeber der zweiten Auflage des Handwörterbuchs „Religion in Geschichte und Gegenwart" gebeten, einen kurzen Artikel über die Brotherhood-Bewegung zu schreiben. Da ich damals von ihr noch nichts wußte, obwohl ich vier Monate in England studiert hatte — wie könnte man auch in einer so kurzen Zeit alles Wertvolle aus dem kirchlichen Leben eines so eigenartigen Landes selbst kennen lernen — versuchte ich bei verschiedenen Leuten, die sonst über englische Verhältnisse gut orientiert sind, Auskunft darüber zu erhalten. Ich wandte mich an englische Freunde, die mir zunächst auch nur ganz Ungenügendes sagen konnten, bis ich schließlich durch die Vermittlung der COPEC-Zentrale in London mit dem Zentralbüro des offiziellen Brotherhood Movement in Verbin-

*) Vgl. Die evangelisch-soziale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. 200 S. 1.80, geb. 3 M. (Der Verlag hat nur noch wenige Exemplare auf Lager.) Besprochen CW 1896, 23, 542 und 32, 750.

**) Deutschlands weltpolitische Zukunft. Berlin-Grunewald, Karl Bowinckel 1925. 176 S. 4, geb. 6 M. Vgl. CW 1925, 48/9, 1114.

*) Die deutschen Konsumvereine. Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. 1910. 654 S. Vergriffen bis auf wenige Exemplare. 12 M.

**) Geschrieben 1913, erschienen 1914 bei Fr. Wilh. Grunow. 7.—13. Tausend.

dung kam *). Eine ganze Anzahl kleiner Drucksachen, die mir von dort zugingen, gaben mir genügend Informationen, um den Artikel zu schreiben. Ich bin mir selbstverständlich der Unzulänglichkeit eines solchen Verfahrens bewußt. Aber bei der Erforschung einer lebendigen Bewegung ist es oft viel schwerer, zu den Tatsachen vorzudringen, als bei geschichtlichen Untersuchungen, und man ließ mir nicht viel Zeit. Glücklicherweise erfuhr ich noch vor Drucklegung des Artikels, daß der Sekretär des Evangelisch-Sozialen Kongresses, D. Johannes Herz, auf einer Studienreise im Jahre 1910 die Bewegung kennen gelernt hat, weshalb ich ihm einen Korrekturabzug des Artikels zuschicken konnte, der seine Billigung fand.

Der Grund, warum ich auf die Entstehung dieses Artikels in RGG² so weit eingegangen bin, ist nun folgender. Es hat sich dabei gezeigt, daß über die Bewegung noch keinerlei deutsche Literatur besteht, was mir D. Herz bestätigt hat. Da mir aber schon bei meinen ersten Studien eine Ahnung der Bedeutung der Bewegung aufgegangen war, nahm ich mir vor, während meines bevorstehenden Studienaufenthalts in England der Bruderschaftsbewegung besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Zu spät habe ich inzwischen gesehen, daß bereits im Jahrgang 1911 der CW Nr. 17 Sp. 391 ff. Friedrich Roos einen Aufsatz über „die Bruderschaftsbewegung in England" veröffentlicht hat, und daß im Jahrgang 1925 Nr. 37/39 Sp. 848 einiges Interessante über den französischen Zweig der Bewegung gesagt ist. Sollte daneben ein Artikel meinerseits überhaupt noch nötig sein?

Jetzt, da ich bereits mehrere Monate wieder in England bin, ist mir klar geworden, daß diese Frage bejaht werden darf. Es hat sich nämlich gezeigt, daß es auch hier keine wissenschaftlich solide Darstellung der Bewegung, sondern nur alte Jahrbücher und Propagandaliteratur gibt. Wollte man aber daraus schließen, daß die Bewegung demnach von geringer Bedeutung sei, so wäre man sehr im Irrtum. Es handelt sich hier um einen Zweig christlich-sozialer Arbeit, bei dem die Aufgaben der Gegenwart als so brennend empfunden werden, daß man sich um die Geschichte nicht viel Gedanken macht. Dennoch ist eine wissenschaftliche Betrachtungsweise hier wertvoll zum Verständnis der Geschichte der christlich-sozialen Bewegung. Außerdem sollte man gerade als Außenstehender versuchen, eine solche Arbeit bekannt zu machen, was in unserem Fall nicht nur wertvollste Anregungen zu vermitteln vermag, sondern auch die Eigenart des englischen Kirchentums besser verstehen hilft.

Aus diesen Gründen habe ich mich entschlossen, eingehendere Studien zu machen, deren wichtigste Ergebnisse ich hiermit veröffentliche. Ich bin dabei in der glücklichen Lage, mit einer lebendigen Schilderung der Anfänge der Bewegung beginnen zu können, da ich in einer der ältesten und jetzt noch lebendigsten Brotherhoods habe sprechen dürfen und dabei nicht nur diese interessante Gruppe von Menschen, sondern vor allem ihren Führer, Harry S. Yoxall, den Bruder des Pädagogen Sir James Yoxall, kennen lernte, der der Begründer jener Brotherhood ist. Im Wohnzimmer seines einfachen, aber doch einen wohlhabenden Besitzer verratenden Hauses in Handsworth, einem Stadtteil von Birmingham, saßen wir nach englischer Sitte um den offenen Kamin, während er mir mit schlichten Worten die dramatische Geschichte der Begründung seiner Brotherhood erzählte. Zwei gedruckte Berichte mögen mich dabei gegen etwaige, durch Mängel des Gedächtnisses mögliche Irrtümer schützen.

*) Man muß das Sigel Copec immer wieder einmal auflösen. Es bedeutet heute: Christian Order in Politics, Economics and Citizenship = Christliche Ordnung in Politik, Wirtschaft und Staatsbürgertum. Vgl. 1926, 7, 338. D H

1. Ein Pionier der Bruderliebe

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war die Fabrikstadt Birmingham bereits so stark entwickelt, daß die kirchliche Versorgung der Massen mit dem Wachsen der Bevölkerung nicht hatte Schritt halten können. So gab es dicht bevölkerte Arbeiterviertel, in denen — wie z. B. in Aston Villa — nur eine kleine etwa 80 Personen fassende Kapelle existierte. Der infolgedessen selbstverständlichen kirchlichen Entfremdung vermochte man zunächst auch nicht durch neue seelsorgerliche Methoden zu begegnen.

Da waren es die Methodisten, welche hier Wandel schufen. Durch das Wirken des Rev. J. E. Clapham an jener kleinen Kapelle — genannt Aston Villa Church — wurden drei junge Menschen von der Glut der Liebe Christi ergriffen, und sie begannen eine regelrechte Missionsarbeit unter der beinahe heidnischen Bevölkerung. Damit begann die „Lozells Mission", die in derselben Gegend noch heute eine wertvolle Arbeit tut.

Von den drei jungen Leuten nahm der damals etwa 18jährige Harry S. Yoxall die Arbeit unter der männlichen Jugend auf sich. In einer kleinen Halle in Porchester Street hatte bereits ein Privatmann einen Versuch in Sonntagsschularbeit gemacht; aber als Yoxall zum ersten Male dorthin ging, fand er nur drei Knaben vor. Er ging also auf die Straße, um junge Leute seines Alters einzuladen. Und siehe da, es gelang ihm, einige von den allerschlimmsten, die durch nach unten glockenförmig weiterwerdende Hosen und rote Halstücher kenntlich waren, zu sich herein zu bekommen. „Denn da drin ist es trockener als hier draußen im Regen" sagten sie. Sie kamen auch wieder, aber nur bei schlechtem Wetter, denn bei schönem spielten sie Fußball. Was war zu tun, um sie dauernd zu gewinnen? Yoxall mietete ihnen eine in der Nähe und darum viel bequemer als ihr bisheriger Platz gelegene Wiese, auf der sie fortan spielen durften unter der Bedingung, daß sie es nur an Samstag Nachmittagen taten und die Sonntagsschule besuchten. Sie willigten in der Tat ein, und so wurde die — damals noch nicht so genannte — Lozell's Brotherhood begründet, über deren ausgezeichneten Geist der Schreiber dieser Zeilen sich vor kurzem freuen durfte.

Aber noch war das Unternehmen längst nicht gesichert. Es ergaben sich immer neue Schwierigkeiten. Yoxall entdeckte bald, daß der schmutzige Schuppen, den die Fußballspieler zum Umkleiden benutzten, zur Abhaltung von Trinkgelagen und verbotenen Spielen mißbraucht wurde. Was war da zu tun? Der geniale junge Leiter tat das einzig Richtige: er ließ sich in eine ihrer Mannschaften aufnehmen und spielte fortan mit ihnen. „Sie glauben nicht, in was für unbeschreiblich dreckigen Buden ich mich für die Wettspiele umgezogen habe" erzählte er.

So wuchs der Kreis. Aber wenn man wirklich auf die Burschen Einfluß gewinnen wollte, mußte man noch häufiger mit ihnen zusammen sein. Yoxall und seine beiden Freunde sparten darum zusammen, bis sie ein kleines Haus in einer der Straßen des Viertels erstehen konnten, dessen hintere Räume sie an ein älteres Ehepaar vermieteten unter der Bedingung, daß sie ihnen den größeren Raum nach der Straße zu für ihre Versammlungen rein hielten. Ein paar Tische und Stühle, einige Liederbücher und sogar ein altes Harmonium bildeten die Ausstattung des Raumes, in dem Yoxalls Freunde Mädchen und ältere Leute, er selbst aber Freitags Abends seine Burschen zu einer Bibelstunde versammelten. Aber was konnten diese mit Gebet und Wort Gottes anfangen? In der Sonntagsschule, da hatte es doch noch allerlei interessante Dinge aus dem Leben zu hören gegeben. Aber nun?! Die Folge war, daß sie während der Stunde allerlei Unfug trieben. Ein größerer Bursche trieb es besonders toll und kroch, während der

Leiter betete, leise unter den Tisch, um ihn mit seinem Rücken in wellenförmige Bewegung zu versetzen. Alles Drohen Yoxalls half nichts; er mußte versuchen, ihn mit Gewalt hinauszubefördern, was nach einem schweren, von großem Gejohle begleiteten Ringkampf mit dem Störenfried endlich gelang. Aber o weh! Als er zurückkehrte, war die Tür von innen verbarrikadiert, und er mußte sich auch hier mit hartem Kampf den Zutritt erzwingen. Sobald er aber drinnen war, gingen die Andern hinaus, so daß er schließlich allein übrig blieb. Das war zuviel für seine erregten Nerven: er sank auf einen Stuhl, stützte seinen Kopf auf den Tisch, auf dem die Gesangbücher herumlagen, und brach in Tränen aus. Nun aber geschah etwas Seltsames: Gerade der, welcher zuvor hinausgeworfen worden war, sagte zu den Andern: „Kerls, das muß aufhören! Der Bursch liebt uns."

So kam es wirklich zu regelmäßigen Bibelstunden. Jedoch stand dem unermüdlichen Kämpfer noch die schwerste Prüfung bevor. Wie er sich um die jungen Burschen bemühte, so warben auch christusfeindliche Mächte um sie. Das wußte er. Darum ließ er an Weihnachten, als er zu seinem einige Meilen entfernten Heimatdorfe gefahren war, die Freitagsstunde nicht ausfallen und versprach seinen Freunden, eigens dazu herüberzukommen. Diese aber hielten das nicht für möglich und folgten darum der Lockung eines dortigen Gastwirts, der ihnen Freibier versprochen hatte. So kam der arme Idealist in seiner großen Liebe an jenem Abend ins Klubzimmer und fand nur einen einzigen Burschen vor. Als er aber an dem Wirtshaus vorbeiging, hörte er drinnen seine Leute die von ihm gelernten Lieder singen. Da fiel ihm die ganze Hoffnungslosigkeit dieser Arbeit auf die Seele, er tappte davon in die Dunkelheit und wußte nicht, was er anfangen sollte. So kam er am Ende der Lozells-Straße in eine ehemalige Tongrube, und dort, in einer Umgebung, die in ihrer nutzlosen Verlassenheit so recht ein Bild seiner Seele war, kniete er in seiner Verzweiflung nieder und bat seinen Herrn, er möge ihn von der Last dieser unerfüllbaren Pflicht entbinden. „Da aber hörte ich ganz deutlich eine Stimme, die zu mir sagte: ‚Ich habe Geduld mit dir. Habe du Geduld mit ihnen, und alles wird gut werden.'" Das gab ihm wieder Mut. Er stand auf, ging zu dem Wirtshaus zurück und wartete dort vor der Tür, bis es um 11 Uhr geschlossen wurde. Als seine Burschen herauskamen und ihn da stehen sahen, fiel ihnen ihre Schuld aufs Gewissen. Sie drückten sich heimlich davon und sagten zueinander: „Jetzt haben wir's bei Yoxall verschüttet!" Dieser aber ging nach Hause, setzte sich an den Schreibtisch die ganze Nacht und schrieb jedem Einzelnen von ihnen einen ausführlichen Brief, worin er sie bat, dieses Vorkommnis doch nicht tragisch zu nehmen. Er würde nach wie vor ihr Freund sein.

Damit war das Eis gebrochen und die Liebe siegte in ihren Herzen. Von nun an nahm ihre Bruderschaft und mit ihr die ganze Mission einen solchen Aufschwung, daß bald selbst die inzwischen gemieteten Räume einer dortigen Schule zu eng wurden. Man mußte bauen. Es wurde gespart, und endlich, im Jahre 1894, konnte man ein schönes und großes Gebäude einweihen, das inzwischen wohl noch erweitert worden ist, als solches aber noch heute der Methodisten-Mission in der Lozells-Straße dient und inzwischen der ganzen Gegend zu großem Segen geworden ist. Es steht auf derselben Stelle, wo einst der junge Yoxall sein verzweifeltes Gebet gestammelt hatte. Dieses ist wahrhaftig erhört worden. Noch heute ist er der allseitig verehrte und geliebte Leiter der Lozells Brotherhood, in deren Reihen noch fünf oder sechs jener einst so wilden Burschen nun als alte Männer sitzen, die bereits ihre Söhne und Enkel in die Bruderschaft mitgebracht haben.

Birmingham Justus Ferdinand Laun

Die Ostkirche und wir

Das orthodoxe Christentum des Ostens. Sein Wesen und seine gegenwärtige Gestalt. Gastvorträge, gehalten an der Berliner Universität von Stefan Zankow, Dr. theol. et iur., Professor an der Universität Sofia. Erschienen im Furche-Verlag, Berlin 1928. 148 S. Preis 6.—, geb. 7.20 M.

Wir wissen, wieviel Mißtrauen und Mißverständnis die Trennung der Konfessionen schon bei uns geschaffen hat. Und dabei sehen wir, Protestanten und Katholiken, uns doch täglich und sollten uns doch besser kennen. Aber wir kennen uns leider meist nur aus dem Kampfe gegeneinander. Die Ostkirche kennen wir meist nicht einmal als Gegnerin: wir kennen sie überhaupt nicht. „Man greift sie nicht einmal an, weil man sich überhaupt nicht mit ihr beschäftigt" schrieb noch kürzlich Prinz Max von Sachsen. Mindestens noch bis vor Kurzem durfte man sagen, daß die Ostkirche kaum eines Blickes gewürdigt wurde — höchstens eines Blickes von oben herab. Und das war das Schlimmste: diese Geringschätzung, die nur die eigene Überheblichkeit, nicht aber irgendwelche zureichende Kenntnis zum Grunde hatte. War die Unfreundlichkeit auf römisch-katholischer Seite vielleicht noch größer als auf protestantischer, so herrschte protestantischerseits eine vielleicht noch größere Kälte. Jedenfalls die Entfremdung zwischen dem christlichen Westen und dem christlichen Osten schien eine vollständige.

Wandel schuf — seit der ökumenische, auch die Ostkirche bewußt mit einschließende Gedanke, wie er noch dem christlichen Bewußtsein etwa der Vertreter des Neulutherтums wie Friedrich Julius Stahls u. A. eignete, endgültig vergessen schien — zunächst der Einfluß der neueren russischen Dichter und Denker — voran Dostojewskis und Ssolowjóws, dem sich allerneuestens der Einfluß von Männern wie Berdjajew und Bulgakow (deren Werke ja zum Teil auch in deutscher Sprache erschienen sind) gesellte. Eine verbreiterte Kenntnis des östlichen Christentums vermittelte vor allem die bekannte große Sammlung höchst eindrucksvoller geistiger Dokumente, welche Hans Ehrenberg, der frühere Heidelberger Philosophieprofessor und jetzige evangelische Pfarrer, herausgab.

Inzwischen war die bedeutendste der östlichen Kirchen, die russische, dem abendländischen und gemeinchristlichen Bewußtsein durch das furchtbare Martyrium innerlich näher gebracht worden, das sie in jüngster Zeit zu erdulden hatte, und das nur in den wütenden Christenverfolgungen der römischen Kaiserzeit ein geschichtliches Analogon findet. Vielleicht hat durch dieses Martyrium auch die russische Kirche selbst eine Art innerer Regeneration erfahren. Denn ganz ohne Recht war wohl auch jene vulgäre Meinung von der „Erstarrung" des „byzantinischen" Christentums nicht gewesen. Jede der verschiedenen konfessionellen Formen des Christentums hat auch ihre eigene Gefahr, und die Gefahr der Ostkirche war wohl immer die, in „Magie" zu verfallen, in Verdinglichung und Veräußerlichung. Aber jene vulgäre Meinung des europäischen Westens übersah eben über jener Gefahr das Wesen der Ostkirche. Mochte sie auch jener Gefahr in der Praxis weitgehend erlegen sein — ist die Praxis aber nicht überall unerfreulich, bleibt sie nicht überall weit genug zurück hinter dem Ideal, ist sie nicht immer eine Verdunkelung und Verunreinigung der Idee? Wie steht es mit der Praxis auch im evangelischen und im römisch-katholischen Christentum! „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie."

Wie sehr gerade der miterlebte Eindruck einer so grausigen modernen Christenverfolgung wie der russischen auch bei Christen, die sonst dem ökumenischen Gedanken ausgesprochen kühl, ja skeptisch und kritisch gegenüberstanden, das gemeinchristliche Bewußtsein unmittelbar zu wecken und lebendig zu machen geeignet war, konnte ich beispielsweise in Lausanne beobachten. Und das Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit wurde naturgemäß ganz

wesentlich gestärkt durch die eindrucksvolle Tatsache der Beteiligung der Ostkirchen (so weit sie nicht eben mit staatlicher Gewalt daran gehindert wurden wie von den Sowjets) an jenen großen interkirchlichen Zusammenkünften: an Stockholm wie an Lausanne. Dort lernten wir ja auch Männer, die uns literarisch schon bekannt gewesen waren, persönlich kennen, und wir erfuhren durch solchen persönlichen Eindruck etwas von dem, was das Wort von dem „heiligen Rußland" meint. Mochten die Männer aus dem Osten in Stockholm noch ein wenig als die Exoten angestaunt worden sein, in Lausanne herrschte doch schon durchaus das Bewußtsein, daß wir zusammengehören. Männer wie Athelston Riley auf anglikanischer, wie Deißmann und Siegmund-Schultze auf evangelischer Seite (um nur ein paar besonders bekannte Namen zu nennen) waren dessen Zeugnis. Von Altkatholiken darf hier der gegenwärtige schweizerische Bischof Küry genannt werden, der die schon von seinem bedeutenden Vorgänger Eduard Herzog geknüpften Bande der Freundschaft und Gemeinschaft mit den Ostkirchen treulich weiterpflegt. Aber auch innerhalb des auf jenen Konferenzen ja bekanntlich nicht vertretenen römischen Katholizismus finden sich heute Stimmen wie die von Professor Hermann Platz, der in der Zeitschrift „Una Sancta" gelegentlich sagte, man könne sich „im orthodoxen religiös-pneumatischen und liturgisch-kultischen Leben ... dem Absolut-Religiösen näher" fühlen: „als ob neue Gefühle der Andacht, der Ehrfurcht, der Demut, der Hingabe entstünden".

Es scheint mir außer Frage, daß die Ostkirche berufen ist, uns weithin zum Erzieher zu einem weiteren, die ganze Fülle der religiösen und kirchlichen Güter umspannenden und gleichzeitig zu einem mystisch vertieften Verständnis des Christentums zu werden. Ich darf dafür auf das diesem Problem gewidmete Kapitel meiner Schrift über „Die Weltkirchenkonferenz von Lausanne", Stuttgart, Frommann 1928, S. 50 ff., verweisen *). Dabei ist in erster Linie an jene Art der inneren Erfassung des orthodoxen Glaubens zu denken, welche insbesondere die russische Religiosität kennzeichnet. Doch tritt uns gerade bei russischen Autoren oft die Neigung entgegen, das religiöse Wesen der Orthodoxie allzu eng mit dem nationalen Wesen des russischen Volkstums, der russischen Volksseele zusammenzurücken, so daß es oft geradezu wie eine Identifizierung beider aussieht — ein Eindruck, der naturgemäß geeignet ist, in den Augen des Westeuropäers den Glauben an die Weltgeltung der religiösen Werte dieser Form des Christentums zu beeinträchtigen.

Gerade unter diesem Gesichtspunkt erscheint es nun von besonderem Wert, daß jetzt einmal ein Nichtrusse, ein Bulgare, zu einer ausführlichen Darstellung des Wesens der Ostkirche in deutscher Sprache das Wort ergreift. So wie Bulgarien geographisch in der Mitte zwischen Griechenland und Rußland liegt, so steht auch die uns hier entgegentretende religiöse Auffassungsweise gewissermaßen in der Mitte zwischen der tief mystischen, aber auch zu Verstiegenheiten neigenden russischen und der zum Juridischen neigenden, aber auch nüchtern, besonnen, objektiv bleibenden griechischen Auffassung. Dazu kommt, daß der Mann, der uns hier das Wesen seiner Kirche näher zu bringen sucht, uns Westchristen auf den großen interkirchlichen Konferenzen bereits persönlich in der sympathischsten Weise nahe getreten ist als ein uns allen bestbekannter eifriger Vertreter und Förderer der auf Zusammenarbeit und Verständigung zwischen den christlichen Kirchen gerichteten Bestrebungen. Sein Buch sollte, indem es zu einem besseren Kennenlernen der Ostkirche in Deutschland beiträgt, die auf jenen Konferenzen angeknüpften Bande vertiefen — als ein weiteres Glied in der Kette jener Verständigungsbestrebungen.

Es faßt die Vorträge zusammen, welche Professor Zankow im vorigen Jahre an der Berliner Universität (in deutscher Sprache) gehalten hat; und die Tatsache allein, daß eine evangelische Theologenfakultät diesen Vertreter der östlichen Orthodoxie zu Gastvorträgen an der führenden deutschen Hochschule aufgefordert hat, sowie die weitere Tatsache, daß der Furche-Verlag, also ein Verlag, dem es nicht um bloße Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse, sondern immer zugleich um eine Vertiefung des lebendigen religiösen Lebens zu tun ist, sich dieser Vorträge annimmt, sind erfreuliche Zeichen der Zeit: verheißungsvolle Anzeichen des (wenn auch noch so langsamen) allmählichen Fortschreitens des ökumenischen Gedankens. —

Die Auffassung, daß die Orthodoxie eine Art goldener Mitte zwischen römischem Katholizismus und Protestantismus darstelle, bezeichnet Zankow als „unter den Orthodoxen selbst sehr verbreitet"; und wenigstens „etwas" Richtiges will auch er diesem Gedanken nicht bestreiten (S. 29). Mehr als die Anschauung von der „Mitte" trifft freilich wohl die von der „Synthese" den entscheidenden Punkt. Bei den verschiedensten Gelegenheiten sieht Zankow sich veranlaßt darzulegen, wie die einander entgegenstehenden Auffassungen des römischen Katholizismus auf der einen und des Protestantismus auf der anderen Seite auf falschen Antithesen beruhen — z. B. der der Erlangung des Heils durch Glauben „oder" Werke, wo hingegen die Orthodoxie „nicht antithetisch, sondern synthetisch" urteile, so daß sie sich geradezu „wundern" müsse, wie man z. B. Glauben und Werke überhaupt spalten kann (S. 53). So macht ihm auch, entgegen jeder einseitigen Betonung des Prinzips der Autorität oder des Prinzips der Freiheit, die Synthese beider geradezu „das Wesen" der orthodoxen Kirche aus (S. 91). Wenn es mir gestattet ist, im gleichen Sinne noch etwas hinzuzufügen, was mir noch tiefer in den letzten Kern der Dinge hineinzuleuchten scheint, so möchte ich sagen: Die (protestantische) Gefahr des evangelischen Christentums ist, über der Betonung der Liebe allein den Glauben zu verlieren, die (römische) Gefahr des katholischen Christentums ist, über der Betonung des Glaubens allein die Liebe zu verlieren, das orthodoxe Christentum dagegen vereint wie selbstverständlich Glauben und Liebe *).

*) Ich spreche hier bewußt und ausdrücklich nur von einer einseitigen „Betonung" jeweils der einen Seite (und denke dabei etwa an das unter Protestanten nur allzu beliebte Ausspielen von „Life and Work" gegen „Faith and Order", von „Leben" gegen „Lehre", — und auf der andern Seite etwa an die vollendete Lieblosigkeit, mit der in der neuesten päpstlichen Enzyklika auf alle außerrömischen ökumenischen Bestrebungen herabgesehen wird). So wenig aber die „Betonung des Glaubens" schon dessen Besitz verbürgt, so wenig ist mit der „Betonung der Liebe" schon deren Vorhandensein garantiert. Darum ja keine Selbstgerechtigkeit! Das hochmütige Selbstbewußtsein der eigenen „Rechtgläubigkeit" und „Überlegenheit" findet sich nur zu sehr auch unter uns Protestanten, und wir haben, um mit Siegmund-Schultze zu reden, allen Anlaß „herabzusteigen von dem hohen Roß", „dem stolzen Gefährt protestantischer Heilserkenntnis, und mit offenem Blick und in tiefer Bewunderung zu dem aufzuschauen, was uns in der Ostkirche als christliches Erbgut oder neugeschenkte Lebenskraft entgegentritt". Leider ist ja auch die Proselytenmacherei kein römisches Reservat: „die Abneigung des Protestantismus gegen katholische Formen führt oft dazu, daß man in der russischen Kirche ein Missionsfeld zur Ausbreitung protestantischer Auffassung des Christentums erblickt" lese ich soeben im Aprilheft 1928 der (prot.) Monatshefte der Vereinigung „Licht im Osten"; und der Schreiber dieser Worte, W. Assur, fährt fort (S. 82 f.): „Man stellt oft den Protestantismus als etwas Absolutes dar, als die absolute Wahrheit, und vergißt, daß das Evangelium keineswegs ein Monopol der protestantischen Kirchen ist, sondern daß es, wenn auch in verschiedenen Ausprägungen, der gesamten Kirche Christi gehört und in ihr lebt."

*) Solcher Mission zu dienen, ist auch die Aufgabe, welche dem Sonderheft über „Die Ostkirche" vorschwebt, welches die drei Jahrgänge der Zeitschrift „Una Sancta" abschloß. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1927, 128 S.; mit Beiträgen von Berdjajew, Bulgakow, Arseniew, Hans Ehrenberg u. A.

Das zeigt sich vielleicht nirgends so deutlich wie in seiner Auffassung vom Wesen der Kirche, die ebensoweit entfernt ist von jener protestantischen Tendenz zur inneren Auflösung des Kirchenbegriffes wie von jener römischen Tendenz zu einer lieblos-exklusiven Auffassung desselben. Wohl unterscheidet — aus „pädagogischen" Rücksichten — auch die Orthodoxie „zwei Kreise" der Kirche: einen inneren und einen äußeren, aber: „die Scheidewände zwischen ihnen gehen nicht bis zum Himmel". Das würde freilich in der Theorie auch die römisch-katholische Kirche zugeben; aber wie anders ist hier und dort die Praxis! Das Patriarchat von Konstantinopel konnte offiziell von der römisch-katholischen Kirche als der „Schwesterkirche" sprechen, ebenso wie es die altkatholische Kirche als solche anredete. „Es gelten als Kirchen auch die christlichen Gruppen, die außerhalb der Orthodoxen Kirche stehen, und für die Orthodoxe Kirche macht deren Gesamtheit den Leib Christi aus. Darum konnte die Enzyklika des ökumenischen Patriarchen von 1920 über die Gründung eines Kirchenbundes für allgemeine religiös-sittliche Zusammenarbeit auf dem Gebiete des praktischen Christentums ‚an alle Kirchen Christi' gerichtet werden, und darum konnte es auch wiederholt vorkommen, daß Patriarchen der Orthodoxen Kirche in ihren Briefen an Oberhäupter anderer Kirchen diese unbedenklich als ‚liebe Brüder in Christo' anredeten, also geradeso, wie sie die Prälaten der Orthodoxen Kirche anzureden pflegen." (S. 75 f.) Wer an den großen Konferenzen von Stockholm und Lausanne teilgenommen hat, wird sich auch dankbar jener Stunden gemeinsamen Betens mit den orthodoxen Brüdern und insbesondere ihrer brüderlichen Teilnahme an dem gemeinsamen Lausanner Bußgottesdienst erinnern. Von besonderem Interesse ist es in diesem Zusammenhang, daß Zankow bemerkt, der orthodoxe Begriff von der Kirche sei „nicht so sehr weit entfernt" von jenem anglikanischen Begriff, welcher die Unterlage für die Lausanner Verhandlungen bildete, und „sehr verwandt" dem evangelisch-lutherischen etwa eines Theodosius Harnack (S. 68). Und wenn der grundlegende orthodoxe Glaube an die Unfehlbarkeit der (in den ökumenischen Konzilien repräsentierten) Gesamtkirche dagegen zu sprechen scheinen könnte, so betont Zankow (S. 72), daß „auch Luther der Ansicht war, daß es undenkbar sei, daß die ganze Kirche irren könnte".

Im Zeitalter des „Wiedererwachens der Kirche in den Seelen", des „neuen Willens zur Kirche" und der liturgischen Bewegung wird man auch für die orthodoxe Auffassung des Kultus Verständnis aufbringen: Verständnis dafür, daß „das letzte Ziel alles Kultus nicht moralische Beeinflussung und Erziehung, sondern mystische Einigung mit Gott sein muß", woraus sich von selbst ergibt, daß nicht die Predigt, als „die Wirkung vom Menschen her", sondern der Dienst am Altar, als „die Wirkung von Gott selbst her", das Entscheidende sein und im Mittelpunkt des Gottesdienstes stehen muß (S. 94). Dabei wird uns Evangelischen diese orthodoxe Auffassung dadurch innerlich nahegebracht, daß auch für sie, wie für Luther, das Altarsakrament ein Mysterium, ein schlechthiniges Geheimnis ist, bei dem es nur den Glauben an das „Daß", aber keine Frage nach dem „Wie" geben kann, keine theoretischen Erörterungen, sondern nur ein „pneumatisches Schauen" (S. 107).

Pneumatisch ist auch der Weg, auf dem das orthodoxe Christentum die Welt von innen durchdringen und heiligen will (S. 116, 128). „Im Westen hat man oft versucht, mehr von außen her, erobernd und beherrschend, Welt und Kultur zu verchristlichen. ... Im Westen ist es daher durch eine Art von Kontrastwirkung oft dahin gekommen, daß sich das kulturelle Leben selbständig machte und von Kirche und Christentum emanzipierte. ... Eine solche scharfe Gegensätzlichkeit findet sich bei den Ostkirchen nicht und würde ihrem Charakter widersprechen. Wenn hier überhaupt eine Gegensätzlichkeit auftaucht, dann kann es für uns nur das Entweder-Oder sein: entweder Christus oder der Antichrist." (S. 132.)

Können wir so nach den verschiedensten Seiten hin bei der Ostkirche Vorbildliches sehen, das auch uns als ideale Richtlinie dienen kann, so weist uns Zankow auch auf den Grund hin, der uns so oft in falsche Einseitigkeit und damit auf einen Irrweg verlockt hat. Durch den konfessionellen Gegensatz und die durch ihn nahegelegte übertriebene Herausarbeitung der Gegenposition sind wir unökumenisch geworden und ebenso der Fülle der Wahrheit wie des rechten christlichen Maßes verlustig gegangen. Wir wollen es uns merken, wenn Zankow uns die bittere Wahrheit sagt, „daß in vielen Fällen Protestanten in ihrem Eifer gegen die Entstellung der christlichen Wahrheit von seiten des päpstlichen Rom und in ihrer Verneinung dieser Entstellungen zu weit gehen, indem sie zu sehr die Richtung des bloßen Protestes und der bloßen Verneinung einschlagen" (S. 137). Gerade in diesem Sinne sollten wir jederzeit auf Selbstprüfung und ernste Selbstkritik bedacht sein. Und schließlich sollten wir uns auch Zankows Warnung vor einem unchristlichen kleingläubigen „Unmöglich" im Hinblick auf die zu erstrebende Gesamteinigung der christlichen Kirche (also mit Einschluß Roms) gesagt sein lassen. Nicht daß wir uns irgendwelchen Illusionen darüber hingeben sollten, daß im Augenblick der Enzyklika Mortalium animos die Zeichen der Zeit ungünstiger sind als je. Aber „wir wissen nicht, was uns Gott in der Zukunft noch schenkt". Inzwischen haben wir nicht nach „Aussichten" und „Chancen" zu fragen, sondern die uns als Christen gemeinsam auferlegte Pflicht zu tun und gerade auch in solchen ökumenischen Anfechtungen ein uns gesandtes Kreuz — und eine Prüfung, ob wir nicht in Hochmut und Selbstgerechtigkeit verfallen, zu erblicken.

München Alfred von Martin

Eugenik und Evangelium

Die „Christliche Welt" hat neulich einen Beitrag von Hugo Heim gebracht: „Ungelöste Fragen", der Gedanken zur Jugendbewegung enthielt. Ich gebe zu, daß die Jugendfrage in ihrer heutigen Gestalt eines der schwersten Probleme unseres Zeitalters ist. Wer nach ihrer Lösung sucht, dem darf freilich von vornherein mit dem Goetheschen Satz geantwortet werden:

> Man könnte erzogene Kinder gebären,
> Wenn nur die Eltern erzogen wären.

Auch in dem Heimschen Aufsatz wird dieser Gedanke mit den Worten gestreift: „Die heutige Not ist nur der schwache Vorbote einer viel größeren, wenn einmal diese führerlos irrende Generation Elternpflichten zu erfüllen haben wird." Und an einer andern Stelle heißt es: „An keinem Punkte zeigt sich der Charakter der Zeitenwende so erschütternd als hier, wo es sich um die ratlose Jugend und die ratlosen Alten handelt."

Gibt es einen Ausweg aus den Nöten dieser „Zeitenwende", von denen das Jugendproblem doch nur eine Teilnot ist? Gibt es überhaupt eine Aussicht, daß wir, um mit Goethe zu sprechen, jemals wieder „erzogene Eltern" bekommen?

Ich glaube, wir müssen, um die Natur des Vorgangs, der eben die „Zeitenwende" genannt wurde, richtig zu verstehen, uns eine Tatsache klar machen, die uns in eine noch viel tiefere Problematik hineinführt, als es die Erscheinungen des modernen Jugendlebens tun — eine Problematik, die bis an die Wurzeln unserer religiös-sittlichen Weltanschauung greift, und deren Schwere den Meisten unter uns noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist.

Die Tatsache, um die es sich hier handelt, ist der biologische Rückgang der modernen Kulturvölker. Seine Anzeichen sind auch im deutschen Volke spürbar genug, und wenn wir eine Vorstellung davon bekommen wollen, was für ein Schicksal uns droht, so werden wir gut tun, das große und furchtbare Beispiel zu befragen, das uns der Untergang der antiken Kulturwelt darbietet.

Oswald Spengler hat sein Buch vom „Untergang des Abendlandes" geschrieben und hat es, statt auf das biologische Tatsachenmaterial der neuesten Forschung, auf einen von ihm zwar nicht erfundenen aber ausgebauten Mythus vom Altern und Sterben der Kulturen gegründet. Eine Kultur kann so wenig sterben wie eine Idee; sterben, verschwinden können immer nur die Menschen, die fähig sind, Kulturen oder Ideen zu erzeugen und zu tragen. Die antike Kultur wäre nicht untergegangen, wenn nicht die Art Menschen, von denen sie geschaffen wurde, durch einen biologischen Ausleseverlauf allmählich verschwunden wäre. Wir wissen heute, daß auf dem griechisch-italischen Boden, auf dem die antike Kulturblüte erwuchs, auch schon vor der Ankunft der Eroberer aus dem Norden kultivierte Völker gesessen haben, daß aber die Hochleistungen des perikleischen und augusteischen Zeitalters dadurch zustande kamen, daß die Herrscher- und Führerbegabung der Nordrasse und ihr hoher Gedankenflug sich mit dem vorgefundenen alt-mittelmeerischen Kulturgut einten. So entstand aus einer großartigen Befruchtung langsam eine herrliche Reife. Sowohl in der griechischen als auch in der italisch-römischen Welt vollzog sich aber durch die Auslesewirkung des fortwährenden Waffenkampfs, des Klimas und des übersteigerten Luxus eine fortschreitende Ausmerzung des für die Erhaltung der geistigen und seelischen Kultur unentbehrlichen, aus dem Norden stammenden Elements. Damit war das Schicksal des Altertums besiegelt. Man sage nicht, daß es sich hier um Rassenphantasie handele. Diese Dinge sind nicht mehr im Stadium einer tastenden Diskussion über Fragwürdiges und Ungewisses, sondern sind in den Grundzügen sichere Erkenntnis. Allerdings, wie lange es dauern wird, bis sie auch in die Schulbücher kommt, ist eine andere Frage. Georg Niebuhr hielt seine Vorlesungen über römische Geschichte, in denen er den Sagencharakter der Überlieferung von den sieben römischen Königen nachwies, an der neugegründeten Berliner Universität im Jahre 1810. Siebenzig Jahre später, als ich zur Schule ging, standen in dem damaligen Geschichtslehrbuch der meisten deutschen Gymnasien, dem kleinen und großen Andrae, immer noch alle Königsnamen von Romulus und Remus bis auf Tarquinius Superbus, und sie wurden mit Taten und Jahreszahlen gelernt, als ob kein Niebuhr und kein Mommsen gelebt hätten.

Wenn man wissen will, wie der Untergang des Abendlandes vielleicht aussehen wird, so lese man die kleine Schrift von Professor Hermann Werner Siemens „Grundzüge der Vererbungslehre, der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik" (dritte Auflage, J. F. Lehmanns Verlag, München). Ich zitiere daraus einige Stellen:

Der wahre Grund der Entartung einer jeden Art, der wahre Grund des Völkerverfalls ist daher letzten Endes stets das Versagen der Auslese; alles Andere tritt hinter dieser wichtigsten Ursache vollständig zurück. „Wer erzeugt das nächste Geschlecht?" Das ist die Schicksalsfrage, die über Sein und Nichtsein jeder Art, jeder Rasse, jedes Volkes letzten Endes allein die Entscheidung fällt.

Es kann nun gar keinem Zweifel unterliegen, daß gegenwärtig in allen Ländern europäischer Kultur die Fruchtbarkeit der Minderbefähigten größer ist als die der überdurchschnittlich Tüchtigen. Vor allem lehren uns zahlreiche Statistiken, daß die geistig führenden Kreise in allen Ländern europäisch-amerikanischer Kultur einen Nachwuchs stellen, der zahlenmäßig (und darauf allein kommt es ja an!) im Verhältnis zu dem Nachwuchs mindertüchtiger Volksteile und natürlich auch tieferstehender Nachbarvölker (Rußland!) erschreckend weit zurückbleibt.

Bei den Völkern, die gegenwärtig die kulturelle Führung haben, steht die Kinderzahl überall im umgekehrten Verhältnis zu der sozialen Stellung der Eltern. In Berlin zeigen z. B. die Handarbeiterviertel fast doppelt so hohe Kinderzahlen wie die Viertel der wohlhabenden Bevölkerung. In Wien, München, Paris und Kopenhagen treffen wir ganz entsprechende Verhältnisse an. Das Gleiche ließ sich für Provinzstädte und ländliche Bezirke zeigen. Wie die Kinderzahl pro Ehe in Preußen (1912) mit steigender sozialer Stellung der Eltern abnimmt, geht deutlich aus dieser Tabelle hervor:

Durchschnittliche Kinderzahl pro Ehe:

Tagelöhner und Knechte	5,2
Fabrikarbeiter	4,1
Gesellen und Gehilfen	2,9
Angestellte	2,5
Offiziere, Höhere Beamte, freie Berufe	2,0

Wenn Siemens sagt, daß mit dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg, der im Durchschnitt den Begabten und Leistungsfähigen am ehesten gelingt, die Gefahr des Familienunterganges Hand in Hand geht, so ist das kein Schreckgespenst, sondern schwere, beängstigende Wirklichkeit. Um eine Familie oder eine soziale Schicht zu erhalten, sind auf jede Ehe zwischen drei und vier Geburten notwendig. Siemens sagt ausdrücklich, daß Begabung an sich kein Monopol einer Gesellschaftsklasse ist, und daß es Unsinn wäre, zu behaupten, Jemand, der den „gebildeten" Kreisen angehört, sei schon darum erblich klüger, energischer, arbeitsfähiger, vorausschauender, als ein Mann mit schwieligen Fäusten. Trotzdem aber ist es unmöglich, sich vorzustellen, daß zwischen dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erfolg im Leben auf der einen Seite und den großen, ererbten Unterschieden der Begabung auf der andern Seite kein innerer Zusammenhang bestehen soll. Siemens zitiert einen an 500 Fortbildungsschülern gewonnenen Befund, aus dem gleichfalls hervorgeht, daß gegenwärtig die Familien mit der größten Nachkommenzahl die im Durchschnitt mindestbegabten Kinder hervorbringen:

... Mit der Durchschnittsnote der Schüler steigt ganz allgemein auch die Zahl ihrer Geschwister, und zwar sind die Unterschiede so außerordentlich groß, daß die Kinder mit Note V im Durchschnitt bald dreimal soviel Geschwister haben als die mit Note II:

Note II	2,3	Geschwister
„ III	2,9	„
„ IV	3,4	„
„ V	5,9	„

Die begabteren Volksteile unterliegen also im Kampf ums Dasein den weniger begabten. Einen zur Erhaltung ausreichenden Nachwuchs weisen bei uns gegenwärtig nur noch die Familien der ungelernten Arbeiter auf, und völlig ungehemmte Kindererzeugung findet überhaupt bloß noch bei den ganz Primitiven, den Schwachsinnigen, den Säufern und den Wenigen statt, die durch bestimmte Weltanschauung vom Gebrauch der Verhütungsmittel zurückgehalten werden. Die Erbstämme dagegen, die allein fähig sind, unsere Kultur auf gleicher Höhe zu erhalten und fortzuführen, werden durch die fortschreitende „Proletarisierung unseres Nachwuchses" vertilgt.

Die führenden Kreise, die in körperlicher und geistiger Beziehung die größte Zahl der besten Erbstämme enthalten, sind tatsächlich bereits in raschem Aussterben begriffen. ... Die logische Folge von diesem Vorgang muß aber die sein, daß die durchschnittliche Kulturfähigkeit der gesamten Bevölkerung sinkt. Der zunehmende Untergang der oberen Kreise und der in sie eingedrungenen Vertreter aus den unteren Schichten muß, wie der Sozialist Grotjahn sagt, „im Laufe der Zeit mit Sicherheit zur vollständigen Auspowerung der Nation an Tüchtigen, Begabten und Willensstarken führen". ...

Mit einem Aussterben der hervorragenderen geistigen Anlagen ist aber die Erhaltung unseres Volkes auf seiner jetzigen kulturellen Höhe auf die Dauer nicht vereinbar. Denn zu höheren kulturellen Leistungen ist eine höhere ererbte Begabung Vorbedingung, und zwar nicht nur, daß eine solche beim einzelnen Individuum einmal vorkommt, sondern auch, daß sie in einem Volke öfters vorkommt: also eine höhere Durchschnittsbegabung. Das Sinken der Durchschnittsbegabung, welches die notwendige und unmittelbare Folge des Aussterbens der höheren und mittleren Stände ist, muß deshalb unausweichlich zu jener Erscheinung führen, die die Rassenhygiene schon vor zwei Menschenaltern vorausgesagt hat, die aber erst in den letzten Jahren dunkel in das Bewußtsein der Menge gedrungen ist: zum biologischen und kulturellen „Untergang des Abendlandes".

Die erste Aufgabe der gegenwärtigen Rassenhygiene sehe ich deshalb darin, daß sie versucht, das in vollem Zuge befindliche Aussterben der sozial höherstehenden Kreise aufzuhalten. Wegen dieser Folgerung darf man aber nicht meinen, daß die Rassenhygiene aristokratische Tendenzen stützen wolle; die Rassenhygiene kennt keinen „Klassenhaß" und will keine „Klassenpolitik". Aber sie ist sich bewußt, daß die höheren Stände nicht nur die größte Zahl der unersetzlichen besten Erbstämme enthalten, sondern daß sie sich auch bei weitem in größerer rassenhygienischer Not befinden als alle anderen Bevölkerungsschichten. In rassenhygienischer Beziehung sind, umgekehrt wie in der Sozialpolitik, gerade die wohlhabenden, geistig führenden Kreise die Bedürftigsten; ihre Geburtenverhältnisse müssen deshalb des Rassenhygienikers erste Sorge sein. ...

Über die beängstigenden Folgen der geschilderten Verhältnisse hat man sich mit dem Glauben hinwegtrösten wollen, daß ein solcher Auslesevorgang, der gerade die besten Erbstämme ausmerzt, die Variationsmöglichkeit der Ausgangsbevölkerung nicht ändere; so meinte man, in den gesellschaftlich tieferstehenden Schichten und in der Landbevölkerung eine unversiegbare Quelle sehen zu können, aus der immer wieder eine genügende Zahl führender Persönlichkeiten hervorgeht.

„Diese Anschauung ist aber unbedingt falsch" (Baur). ... Ein Volk, in dem derartige Auslesevorgänge sich längere Zeit hindurch abspielen, kann deshalb vielleicht, wie die Griechen, seinen Namen, seine Sprache, seine Volkszahl erhalten, an Zahl sogar vielleicht zunehmen, es wird aber trotzdem nicht das gleiche Volk bleiben, sondern es wird „verfallen" (Baur). ... Darum gehen wir unserem sicheren Untergange entgegen, wenn es nicht gelingt, die unheilvolle Auslese aufzuhalten, die unserem Volke durch die fortschreitende Ausmerzung seiner besten Erbstämme das Blut und die Lebenskraft aussaugt.

Soweit Siemens. Über die Möglichkeiten, dem solchergestalt gezeichneten drohenden Schicksal zu entgehen, sei auf das weitere Kapitel „Geburtenpolitik" verwiesen. Allerdings ist durch gesetzgeberische Maßnahmen nichts Entscheidendes zu erreichen. Entscheidend kann nur eine große moralische Revolution sein, und eine solche müßte von unserer geistigen Führerschicht selbst ausgehen. Ich bin der Meinung, daß alle die Erscheinungen, die öfters mit dem Ausdruck „Zeitenwende" zusammengefaßt werden, weder begriffen noch erklärt werden können, wenn man den von Siemens und Anderen gekennzeichneten, vor unseren Augen im Gange befindlichen biologischen Rückgang unseres Volkes außer Acht läßt. Der Amerikaner Stoddard hat in einem etwas einseitigen, aber trotzdem sehr beachtlichen Buch, das auch ins Deutsche übersetzt ist („Der Kulturumsturz", J. F. Lehmanns Verlag, München) als das Endprodukt der negativen biologischen Auslese, in deren Beginn wir stehen, den „Untermenschen" bezeichnet, und ich habe über dies Thema in der von mir herausgegebenen Zeitschrift „Der Deutsche Gedanke" (1927, erstes Dezemberheft) einen Aufsatz veröffentlicht, aus dem ich inhaltlich Einiges wiedergeben möchte.

Aufstieg hieß früher so viel wie Eintritt in breite Lebensverhältnisse mit einem Reichtum an überlebenden Kindern. Heute gilt das Gegenteil: Aufsteigen bedeutet für eine Erbmasse in der Regel so viel wie Aussterben. Nach einem Jahrhundert werden in Deutschland, wenn die Entwicklung so bleibt wie jetzt, keine Nachkommen der heutigen Oberschicht mehr leben. Beim Zweikindersystem verschwindet eine Familie in drei Generationen. Der Bedarf an geschulten Kräften ist zehnmal so groß als früher. Die Leiter, auf der sie bei uns heraufkommen, ist der Berechtigungsschein — nur ist dieser Schein wenig brauchbar als Sieb zur Zurückhaltung des Untermenschen, und leider wird das Wenige, das er in dieser Beziehung leistet, jetzt noch verringert, indem man das Verlangen nach Leistungen herabsetzt.

Das Verhängnis für unsere Zukunft liegt in dem Zusammentreffen dieser drei Vorgänge: Wachstum der Masse durch die Bildung der Großstadt; Entmischung der Masse durch den Aufstieg der Tüchtigen; Aussterben der Emporgekommenen durch das Zweikindersystem. Was danach unten zurückbleibt, ist Erbmasse des Untermenschen.

Sieht man, wo noch überall in unserem Volk höhere Kräfte lebendig arbeiten, so möchte man glauben, es stehe so schlimm nicht. Dieser Glaube aber ist ein Irrglaube. Der Vorrat an Tüchtigkeit, der noch heraufgeholt werden kann, ist nicht unerschöpflich. Nur der Untermensch ist unerschöpflich, und der Brunnen, aus dem er hervorkommt, strömt immerfort.

Die Drohung des Untermenschen ist, menschheitlich gesprochen, der Untergang unserer Kultur. Kultur entsteht niemals durch Massenleistung, sondern immer zuerst durch die Leistungen großer Persönlichkeiten. Diese erhöhen das geistige Niveau einer Zeit, indem sie das, was sie erarbeiten, ihrer Zeit schenken. Von da an, wo es ihrer Schöpferkraft sichtbar entsprungen ist, wird es Gemeinbesitz der Menschheit. Dieser Besitz war größer, nachdem Plato, Michel Angelo, Copernicus, Shakespeare, Kant, Goethe, Beethoven gelebt hatten, als vorher. Diese Sieben haben als Kulturschöpfer mehr getan, als andere Siebenhundert Millionen zusammen. Indes, Kultur kann wie entstehen so auch wieder vergehen. Sie kann verschüttet werden, und dann ist es die Frage, was weiter wird. Ob eine Kultur sich erhält, so daß aus ihren Schöpfungen neue Schöpfungen sich aufbauen können, das hängt davon ab, ob der Kreis von Menschen, für den sie ein Bedürfnis des Daseins ausmacht, groß genug bleibt. Keine erreichte Kulturhöhe kann erhalten bleiben, wenn das geistige Niveau der Schichten, von denen sie getragen wird, ins Sinken kommt.

Das Problem der Kultur hängt zusammen mit dem Problem der modernen Masse. Indes, ich breche hier ab und verweise diejenigen, die sich für den Zusammenhang des Kulturproblems mit dem Massenproblem interessieren, auf meinen vorhin genannten Aufsatz, und bemerke an dieser Stelle nur, daß es das, was wir heute „Masse" nennen, noch nie in der Geschichte gegeben hat. Das Wort ist geblieben, die Sache hat sich innerlich und äußerlich geändert. Nicht das macht die Masse aus, mit der wir es heute zu tun haben, daß um soviel mehr Menschen da sind als früher da waren, sondern daß sich mit ihr die Drohung des Untermenschen verbindet, und daß es immer weniger möglich werden wird, etwas zustande zu bringen ohne die Gewinnung der Masse.

Es gibt eine moderne Richtung — Siemens ist einer ihrer Vertreter — die strebt nach Heilung des Übels auf dem Weg der sogenannten Rassenhygiene. In Amerika und England sagt man dafür „Eugenik". Ohne Eugenik als neues Lebensprinzip gibt es keinen Weg aus den Strudeln der „Zeitenwende". Wie aber verhalten sich Eugenik und Evangelium zueinander? Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet. Es ging ein Sämann aus, zu säen, und indem er säete, fiel Etliches an den Weg und ward vertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf. Der Same ist das Wort Gottes. Die aber an dem Wege sind, das sind, die es hören; danach kommt der Teufel und nimmt das Wort von ihren Herzen!

Der „Weg" ist hart. Er ist das Sinnbild derer, deren Herz hart ist, so daß der Same nicht aufgehen kann. Er ist das Sinnbild des Untermenschen im Evangelium, und dieser ist der Teufel, vor dessen Rachen — die „ratlose Jugend" und die „ratlosen Alten" stehen.

München Paul Rohrbach

Der Evangelisch-Soziale Kongreß in Dresden

Die diesjährige (35.) Tagung des Evangelisch-Sozialen Kongresses, die vom 29.—31. Mai in Dresden stattfand, begann mit einem überaus eindrucksvollen Gottesdienst, der den folgenden Verhandlungen einen mächtigen Auftakt voranschickte. Schon die Kreuzkirche selbst mit den wundervollen musikalischen Darbietungen des Kreuzchors unter Leitung von Professor Richter und des Kirchenmusikdirektors Pfannstiehl auf der Orgel schlugen die Gemüter in Bann. Das Entscheidende aber, von sehr vielen Teilnehmern sogar als der stärkste Eindruck der gesamten Tagung empfunden, war die Predigt des Dompredigers Jacobi aus Magdeburg über Jer. 5, 1—6, die bei strengster Bindung an das Bibelwort doch den Weg zu all den Nöten fand, an denen wir

tragen, und mit tiefem Ernst die „Gewaltigen" und die, die „bei dem lebendigen Gott" schwören, neben den „armen Haufen" stellte, wo alle fromme Besitzesfreude und alles Besserseinwollen ein Ende haben müssen, wo wir vor Gottes brennenden Augen zu Brüdern werden, die nichts voreinander voraus haben.

Der darauf folgende Volksabend stand unter einem weniger glücklichen Stern. Das lag nicht an den Vorträgen. Im Gegenteil, die Vorträge waren ausgezeichnet. Ministerialdirektor Dr. Kaestner von Berlin sprach mit großer Wärme und Liebe über „Volksschule und soziale Betätigung". Bei der vielfachen Voreingenommenheit kirchlicher Kreise gegen die Volksschule war ein solches werbendes Wort sehr am Platze, und auch gegenüber sozialen Vereinsneugründungen betonte der Vortragende mit Recht, daß man lieber innerhalb der bestehenden Ordnungen sozial wirken solle, wozu die Schule, die von allen Kindern des Volkes besucht wird, das beste Feld bietet. Vielleicht hätte von den inneren Schwierigkeiten der neuen Schule und den vielfach lähmenden Einflüssen des versagenden Elternhauses noch mehr gesagt werden können. Hier war der Redner doch wohl etwas zu optimistisch. Den zweiten Vortrag hielt Regierungsrätin Dr. Heynacher aus Dresden über „Jugend und soziale Verantwortung", in dem sie Werden, Schwanken und Zersplittern der Jugendbewegung mit feinem Verständnis schilderte. Sie will der Jugend nicht die eigentlich sozialpolitischen Aufgaben, sondern nur die im engeren Sinne sozialpädagogischen zugewiesen haben. Auch erhofft sie von der Jugend eine Vertiefung der Politik und die neue Bindung an anerkannte und gültige Werte. — Leider fanden diese feinen Ausführungen nur noch bei etwa einem Viertel des Publikums Gehör. Die Übrigen waren infolge der überlangen Ausdehnung des Abends längst heimgegangen. Die Begrüßungsreden hatten soviel Zeit beansprucht, daß der Volksabend trotz der guten Vorträge nicht als gelungen bezeichnet werden konnte. Der Strittsche Sprachchor, der ästhetisch sehr Gutes bot, mußte einen Teil seines Programms deswegen absetzen ...*).

Der erste Verhandlungstag war dem Thema „Der soziale Pfarrer" gewidmet. Das Referat hatte der Generalsekretär des Kongresses Pfarrer D. Herz aus Leipzig. Nicht vom beamteten Sozialpfarrer und nicht vom sozialistischen Pfarrer wollte er reden, sondern von dem Sozialsein, das in der Aufgabe des Pfarrers liegt. In der großen Vergesellschaftung des Lebens, die zum guten Teile eine rein rationale und technische Frage geworden ist, sind die alten Gemeinschaftsverbände verloren gegangen, so daß der Mensch inmitten aller Gesellschaftung innerlich vereinsamt. Das stellt der kirchlichen Arbeit neue Aufgaben, und es ist von jedem Pfarrer zu fordern, daß er über die individuelle Seelsorge hinaus sich seiner sozialen Verantwortung und Verpflichtung bewußt wird. Zu einem scharfen Angriff wurden die Ausführungen über den Mangel an sozialem Wirklichkeitssinn im kirchlichen Leben, und man kann nur wünschen, daß er überall offene Ohren gefunden hat. Auch an sozialer Unparteilichkeit fehlt es mehr, als man selbst sieht und zugeben will. Gut und nötig war auch die Erinnerung daran, daß man solche Dinge nicht machen darf, sondern ein wirklich sozialer Mensch sein muß. — Die Aussprache war im wesentlichen gut und brachte viel neue Gesichtspunkte. Der Vortrag hätte noch schärfer treffen können, wenn er seinen Ausgangspunkt vom „Pfarrer" und der ihm aufgetragenen Aufgabe genommen hätte. Es wäre dann wohl noch deutlicher geworden, daß das Sozialsein nicht nur aus der geschichtlichen Lage, sondern aus der Predigt des Evangeliums abzuleiten ist. Es hätte dann auch noch kritischer von den alten „Bindungen" und „Gemeinschaften" (Familie, Sippe usw.) geredet werden können, die, wie jeder Dorfpfarrer bezeugen kann, zu allen Zeiten auch ihre negative Bedeutung gehabt haben.

Am Spätnachmittag war Gelegenheit zu Sonderversammlungen. Der Abend brachte dann noch Mitgliederversammlung und Vorstandssitzung, beides mit Besprechungen über kleinere, aber doch wichtige Fragen.

Am zweiten Verhandlungstag sprachen die Oberregierungsrätin Dr. Käthe Gaebel vom Reichsarbeitsministerium und die Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft deutscher Frauenberufsverbände Klara Mleinek aus Berlin über die Eingliederung der Frau in das Berufs- und Wirtschaftsleben. Beide Vorträge boten Ausgezeichnetes, der erste insbesondere durch ausgebreitete Sachkenntnis und Unvoreingenommenheit, der zweite durch die warme Liebe zur Sache und seine frische kämpferische Art. Wir erfuhren Genaues über die Beteiligung der Frau in Landwirtschaft, Industrie (hauptsächlich in der Textilindustrie), Handwerk, Handel und Verkehr und über die gesundheitlichen und sozialen Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben. Als besondere Nöte werden empfunden die Fernhaltung der Frau von der eigentlichen Qualitätsarbeit, das Fehlen weiblicher Werkmeister (auch über reine Frauenarbeit ist meist männliche Aufsicht gesetzt!), die Zurückgebliebenheit weiblicher Berufsausbildung, die außerhäusliche Erwerbstätigkeit der Mütter. Der letzte Punkt wurde auch in der Aussprache sehr eifrig erörtert und mit Recht darauf hingewiesen, daß in vielen Ehen eine gewisse wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau nur erwünscht ist.

Am Nachmittag des gleichen Tages folgten die meisten Teilnehmer der Einladung nach der neu eingerichteten Jugendburg Hohnstein in der Sächsischen Schweiz. Sie ist eine Musterschöpfung des Jugendherbergsverbands. Etwa 800 Nachtlager stehen zur Verfügung, ohne daß das Ganze infolge der verschiedenen Häuser als Massenquartier wirkt. Man bekam hier einen außerordentlich erfreulichen Eindruck von dem großen Werk der Jugendherbergen.

An der Führung durch die Berufsberatung und an der Fahrt nach Meißen konnte ich leider nicht teilnehmen. Die Tagung im Ganzen wirkt auch auf die Öffentlichkeit sehr günstig. Die reine Luft der Vorurteilslosigkeit und der Wille zum Ernstnehmen der Dinge taten gut. Auch die sozialistische Presse referierte freundlich. Mit Dankbarkeit waren auch die sachlich-vornehme Leitung der Tagung durch den Vorsitzenden Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simons und die tadellose Regie durch den Ortsausschuß unter Führung von Pfarrer Aé zu begrüßen.

Lauenstein, Sa. Karl Fischer

*) Der Berichterstatter verbreitet sich weiter darüber, wie „an diesem Punkte Wandel geschafft werden" müsse. Aber das ist ja alles umsonst. Zum 35. Male tagte der Kongreß, hunderte von Kongressen daneben halten ebensolche Abendversammlungen. Es ist nachgerade hoffnungslos, wie selten sie gelingen. Aber daß Begrüßungsabend und Volksabend, Darbietung wissenschaftlicher Vorträge und belehrende Unterhaltung ganz unvereinbare Dinge sind, das müßte man doch heute wissen — und können. DH

Wilhelm Buschs Philosophie

Der 9. Januar dieses Jahres mit seinen Aufsätzen, Bildern, Radiovorträgen hat gewiß Viele veranlaßt, dies oder jenes Werkchen Wilhelm Buschs wieder einmal in die Hand zu nehmen, darüber eine fröhliche Stunde zu verlachen und vielleicht auch etwas zu versinnen. Das Sinnen wird besonders dem gekommen sein, der es nicht bei einem der heiteren Schwänke bewenden ließ, sondern sich etwa in das große Busch-Album oder in eine Sammlung der Werke vertiefte und daraus einen Gesamteindruck von der Persönlichkeit Buschs und seiner Stellung zur Welt gewann. Da kam wohl die Ahnung: Hier ist etwas wie Philosophie. Selbstverständlich läßt sich kein System aus Buschs Werken heraus lesen und nichts, das im entferntesten „Professorenphilosophie für Philosophieprofessoren" wäre, auch würde man Beiträge zur Logik und Erkenntnistheorie vergeblich bei ihm suchen. Aber sind nicht auch Ethik und Psychologie philosophische Disziplinen? Und selbst über diese greift Busch hinüber in das Dämmergebiet des Metaphysischen.

Durch die Lektüre von Spenglers „Untergang des Abendlandes" kam ich zuerst auf den Gedanken, Busch unter philosophischem Gesichtspunkt zu betrachten. Spengler sah in dem köstlichen Bild und Vers vom reisenden Engländer (Plisch und Plum, Schluß), der das Nahe nicht beachtend beim Wandern stets durch's Fernrohr in die Weite späht:

Schön ist es auch anderswo,
und hier bin ich sowieso —

die komische Darstellung des faustischen, des ins Unendliche strebenden Menschen. Und wirklich darf man dem drolligen Buschvers ruhig ein Plätzchen gönnen neben dem ernsten aus Goethes Faust:

Im Weiterschreiten find er Qual und Glück,
er, unbefriedigt jeden Augenblick.

Es ist keine Frage, daß Buschs Psychologie Tiefe hat und daß sein Werk Philosophie enthält. Wie könnte es auch anders sein? Beruht doch sein Witz nicht auf lustigen Einfällen und zufälligen Beobachtungen, wenn auch deren natürlich viele vorhanden sind; sondern auf einem Gegenüberstellen der Welt, wie sie ist, mit einer wie sie sein sollte. Der Mann, der als seine Lieblingslektüre an erster Stelle die Bibel, danach die großen Dramatiker und Augustins Bekenntnisse nennt („Von mir über mich"), besitzt den klaren Hintergrund einer Weltanschauung, vor der sich das Silhouettenspiel des Lebens abspielt. Welcher Art diese Weltanschauung ist, kann keine Frage sein, es ist die des deutschen protestantischen Idealismus.

Über dem Seienden steht unverrückbar ein Sein-Sollendes, dem Menschengeschlechte wohl bekannt aber durch unendliche Kluft von ihm getrennt. Tief unten bemühen sich die Menschen in ihrer kleinlichen und kläglichen Philisterei, sind allenfalls vergnügt in Bosheit und Sinnlichkeit, aber im ganzen ein ratloses und bedrücktes Geschlecht.

Im Durchschnitt ist man kummervoll
und weiß nicht, was man machen soll.
(Einleitung zu Balduin Bählamm)

Hoch über ihrem grauen Alltag schwebt im ewigen Blau kaum mehr sichtbar und unerreichbar das sittliche Gesetz. Nun aber schlagen die Menschen, die ihr eignes Miserabelsein nicht ertragen, von unten nach oben eine Brücke — nicht etwa durch die Tat, nicht einmal durch Sehnsucht, sondern durch Illusion und Selbsttäuschung (Bählamm), Renommisterei (Kleckfel), Lüge und Heuchelei (Vetter Franz, fromme Helene usw.). Neben dem gutmütigen Humor, der Dummheit, Tollpatschigkeit, Neugierde und die komischen Folgen des Alkoholismus belacht, zieht sich durch Buschs ganzes Werk die scharfe Satire gegen Bosheit und Heuchelei; vermittelnd zwischen beiden klingt das endlose Gelächter über klägliches Philistertum.

So ist Busch Ethiker und Psychologe. Seine Beobachtungen gewinnt er nicht an hervortretenden Menschen und großen sozialen Verhältnissen, sondern — wie er sein Leben in kleinen und kleinsten Ortschaften zugebracht hat — am einzelnen Alltagsmenschen in seinem kleinen Umkreis. Vielfach auch an sich selbst. Es ist ganz unverkennbar, daß Busch sich selbst auch unter das Gericht seines gutmütigen Lachens und seines schneidenden Spottes stellt. Denken wir nur an das Stoßgebet:

O heil'ger Antonius von Padua,
Du kennst uns ja*)!
So laß uns denn auf dieser Erden
Auch solche fromme Heil'ge werden!
(Der heilige Antonius von Padua)

In der einzigen Dichtung, in der Busch die kleinen Verhältnisse verließ und sich an allegorische Darstellung großer Spannungen und gewaltiger Bewegungen wagte, im Pater Filucius, hat er meines Erachtens durchaus versagt. „Pater Filucius" allegorisiert den Kulturkampf und ist getragen von der gehässigen Kulturkampfstimmung vieler damaliger Protestanten. Da wird auf katholischer Seite nichts auch nur Entschuldbares gesehen, nichts als Geilheit, Habgier und Heuchelei. Dieselbe feindliche Stimmung führt des Künstlers Stift und Feder, sobald es irgend Katholisches darzustellen gilt (Episoden in „Fromme Helene", „Abenteuer eines Junggesellen"); eine schwache Ausnahme bildet allein „Der heilige Antonius von Padua". Für diese Stimmung und Tonart haben wir Heutigen kein Verständnis mehr; wir halten uns lieber an die Bilder und Verse, in denen der Künstler es mit dem Onkel Nolte und dem Dichter Bählamm, mit dem Ehepaar Knopp und dem Provisor Mickefett zu tun hat. Menschen kleinsten Formats, aber in ihrer philisterhaften Alltäglichkeit so allgemeingültig, daß sie ein Stück von Jedermanns Alltag, auch von dem der Großen und Reifen werden. Ihr Leben ist von der Sorge um Tisch, Schrank und Bett erfüllt. Durch Sorge und Bosheit machen sie es sich und Anderen schwer; durch Gaumenkitzel, geschlechtlichen Kitzel, ein wenig Betrunkenheit und Bosheit hellen sie sichs auf, durch Illusion und Heuchelei überhöhen sies. Ein kleines klassisches Beispiel ist das Gedicht von den drei Tanten, die das „gute Sophiechen" zu seinem Namenstag bedenken wollen. Sie ersinnen das Geschenk, über das Sophiechen sich am meisten ärgern wird, und triumphieren in der Aussicht, daß die Beschenkte dann auch noch danken muß (Kritik des Herzens).

So wäre denn Buschs Anschauung vom Menschen eine durchaus pessimistische? Ja das ist sie zweifellos, viele prinzipielle Worte bekunden das. Ein Pessimist ist ja nicht ein Mensch, der nicht zu lachen vermag, zuweilen lacht wohl der Pessimist sogar leichter und milder als der Optimist. Wer weiß, daß ein Huhn nicht gut fliegen kann, wird über seine kläglichen Flugversuche harmlos lachen; wer erwartet, daß es sich aufschwingen werde wie ein Adler, der sieht mit Widerwillen oder bitterem Lachen zu, wenn es zappelnd einen niederen Zaun überfliegt. Busch weiß, wie gering des Menschen Schwingkraft ist, und lächelt. Echt protestantisch-kantisch ist er von der Gemeinheit der menschlichen Natur überzeugt, der Tugend nur unter schwerer Anstrengung abgerungen wird.

Tugend will ermuntert sein,
Bosheit kann man schon allein. (Plisch und Plum)

Oder

Gut und Böse

Tugend will, man soll sie holen,
Ungern ist sie gegenwärtig;
Laster ist auch unbefohlen
Dienstbereit und fix und fertig.

Gute Tiere, spricht der Weise,
Mußt du züchten, mußt du kaufen,
Doch die Ratten und die Mäuse
Kommen ganz von selbst gelaufen. (Zu guter Letzt)

Im Munde des freilich pharisäischen Onkel Nolte (Fromme Helene) wird die düstere Auffassung bis in die Form getrieben:

Das Gute, dieser Satz steht fest,
ist stets das Böse, das man läßt.

Womit der Anschauung von Gut und Böse, die Augustins, von Busch doch so gern gelesenen Bekenntnisse vertreten, genau widersprochen wäre. Hier ist das Gute das eigentlich Wesenhafte und Wirkliche und das Böse nur eine Herabminderung des Guten; bei Onkel Nolte ist das Böse ursprünglich wesenhaft und das Gute nichts als Unterlassung des Bösen. Aber freilich, Onkel Nolte ist Pharisäer und will aus dem Bösen, das er nicht getan hat, berechnen, wie gut er ist („Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie ...").

Seinen Gedanken über Gut und Böse entsprechend hält Busch viel von Erziehung, er selbst ist ja Erzieher mit seinen Bildern und Versen. Aber er weiß, daß die einmal angelegte Form nicht umgegossen werden kann:

Wer mal so ist, muß auch so werden, (Heiliger Antonius)

auf Goethisch:

Nach dem Gesetz, wonach du angetreten
... so mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehn
... denn keine Zeit und keine Macht zerstückelt
geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Schließlich bleibt Buschs Philosophie nicht in Psychologie und Ethik befangen, sie greift auch über in das Gebiet letzter Fragen. Ich will nicht davon reden, daß der heilige Antonius mitsamt seinem braven Wildschwein in den Himmel eingeht, und daß die fromme Helene und ihr heiliger Vetter Franz mit Danteschem Schwunge in die Hölle befördert werden; es ist ein fast nebensächlich erscheinender Vers mit Bild, der mir außerordentlich besinnlich erscheint und in die Gedankenwelt des Künstlers tief hineinblicken läßt. Wer kennt nicht den hübschen, flotten Rhythmus:

Einszweidrei! im Sauseschritt
läuft die Zeit; wir laufen mit — (Julchen).

ein Wort und Bild zum Zeitproblem. Schon der Vers geht über die alltäglichste Auffassung hinaus, die da meint, die Zeit ginge an uns vorüber. Nein, das tut sie nicht. Kein Jahr, kein Tag, keine Stunde geht an uns vorüber, so wenig wie der D-Zug, in dem du sitzest, an dir vorübergeht. Du bist ja mitten darin. Wenn die Zeit im Sauseschritt läuft, wir laufen ja mit. In der sausenden Geschwindigkeit der Zeit ändert sich die Welt und Jeder von uns mit ihr, und nur dadurch, daß Alles sich ändert, ist Zeit. „Wir steigen nicht zweimal in denselben Fluß",

*) Von mir gesperrt.

D B

weil der Fluß nicht derselbe ist und wir nicht dieselben sind.

Aber dieser schlichte Vers wird nun außerordentlich vertieft durch die Zeichnung, die ihm beigegeben ist: Im Wetterdunkel rast einer dahin, das Haupt von geballten Wolken verhüllt; aber wir kennen ihn wohl. Es ist der Knochenmann, der in einer Hand die Sense hält, in der andern das Stundenglas, es ist der Tod. Also was im Sauseschritt eilt, das ist der Tod — die Zeit ist der Tod. Kann noch Irgend jemand zweifeln, daß dieser lächelnde Künstler ein sehr ernster Mensch ist? Die Zeit, sagt er, ist der Tod, ist das Vergehen. Was uns im Sauseschritt mitreißt, was uns als Zeit zum Bewußtsein kommt, ist Welken, Vergehen, Sterben, Tod.

Aber — und dies ist nun das Eigentümlichste und Tiefste — dieses Bildchen und dieser Vers stehen als Vignette und Motto über den einzelnen Kapiteln vom Werden des kleinen Julchens. Motto und Vignette pflegen den Sinn eines Kapitels, seinen gedanklichen Hintergrund auf prägnante Form zu bringen. Ist der Sinn des Werdens Vergehen und Tod? Dann aber auch sicher der Sinn des Vergehens und Sterbens Werden und Leben. Vergehen und Werden sind Zeit, Vergehen und Werden sind die Erscheinungsform des ewigen Seins. Kein noch so junges kindliches Leben, das nicht im Sterben begriffen ist; kein Welken und Sterben, das nicht Werden und neues Leben bedeutet.

Es wird uns nicht mehr wundern, daß der lachende Künstler mit dem Problem des Todes ernstlich gerungen hat. Er erzählt in „Von mir über mich", wie er mit Leidenschaft Naturwissenschaftler und Philosophen las, Darwin und Schopenhauer. „Ihre Schlüssel passen ja zu vielen Türen in dem verwunschenen Schlosse dieser Welt; aber kein ‚hiesiger' Schlüssel, so scheints ... paßt jemals zur Ausgangstür." Hier kann ihm keine Philosophie weiter helfen, und hier ist auch seine eigne Philosophie zu Ende. Mit der schweren, bangen Frage auf den Lippen steht er am Totenlager eines geliebten Mädchens, einer holden Gestalt, die an die Anna des Grünen Heinrich erinnert:

Wo bist du nun, du süßes Kind, geblieben?
Bist du ein Bild im Denken deiner Lieben?
Hast du die weißen Schwingen ausgebreitet,
Und zogst hinauf von Engelshand geleitet
Zu jener Gottesstadt im Paradiese,
Wo auf der heilig-stillen Blütenwiese
Fernher in feierlichem Zug die Frommen
Anbetend zu dem Bild des Lammes kommen?
Wo du auch seist; im Herzen bleibst du mein,
Was Gutes in mir lebt, dein ists allein.

(Kritik des Herzens)

Es scheint aber, daß Busch von der Frage zur Gewißheit durchgedrungen ist. Als Leser Kants wohl wissend, daß Verstandesstreifzüge in das Gebiet der Metaphysik vergeblich sind, trutzt er dem Zweifel in der festen Burg des Glaubens:

Stark in Glauben und Vertrauen
Von der Burg mit festen Türmen
Kannst du dreist herniederschauen,
Keiner wird sie je erstürmen.

(„Glaube" aus Zu guter Letzt)

Und dieser Glaube ist nicht Theorie, nicht Meinung oder Dafürhalten, er ist — Liebe.

Höchste Instanz
Was er liebt, ist keinem fraglich;
Triumphierend und behaglich
Nimmt es seine Seele ein
Und befiehlt: So soll es sein.
Suche nie, wo dies geschehen,
Widersprechend vorzugehen,
Sintemalen im Gemüt
Schon die höchste Macht entschied.
Ungestört in ihren Lauben
Laß die Liebe, laß den Glauben,
Der, wenn man es recht ermißt
Auch nur lauter Liebe ist. (Zu guter Letzt)

Frankfurt a. M. Else Zurhellen-Pfleiderer

Bücher und Schriften

Die Stunde des Unsichtbaren. Seltsame Geschichten. Von Isolde Kurz. Leipzig, Grethlein u. Co. 1928. 260 S. 7.50 M.

Wer Isolde Kurz' „Traumland", ihre Traumchronik, also die Aufzeichnungen ihrer eigenen Träume kennt, wer überhaupt die letzte Entwicklung der Dichterin verfolgt hat, ist über dies Buch nicht sehr verwundert. Es liegt ganz im Wesen, in der innersten Bestimmung der seltenen Persönlichkeit, deren Aufgabe es von allem Anfang ihres dichterischen Gestaltens an war, das Leben der Seele zu erkennen und darzustellen, in dem so oft den Menschen fremde unsichtbare Mächte unerwartet wunderbaren Ausschlag geben. Wenn in diesen letzten Geschichten, die sie selber „seltsam" nennt, das Irrationale nun eigentlich Thema ist, dann liegt darin keine Tendenz. In der wahrhaft künstlerischen Darstellung ist das Ungewöhnliche so sehr Wesen der Dichtung, daß es Jeden, gleichwie er weltanschaulich dazu steht, interessiert. Es ist Dichtung und darin Wirklichkeit. Isolde Kurz zwingt auch hier wie immer, und wie immer schon weiß sie vor allem das Tragische dieses Daseins (beispielsweise in der ersten Geschichte, dem Doppeltraum zweier Liebender, die nicht zueinander fanden und doch nun im Traum, nachdem ein Menschenalter vergangen ist, sich wie wachend verständigen) und in diesem Tragischen das Dämonische festzuhalten und zur großen dichterischen Anschauung zu bringen. Erich Bockemühl

Bewußtsein als Verhängnis. Von Alfred Seidel. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Hans Prinzhorn. Bonn, Friedrich Cohen 1927. 221 S. 1 Bild. 6, geb. 7.50 M.*).

Dieses eindrucksvolle Buch ist ein bedeutsames Symptom unserer geistigen Lage. Der jugendliche Verfasser, der in seinem Denken von Hegel, Marx, Schopenhauer, Nietzsche, Kierkegaard, George, Klages, Dostojewski, Freud, Adler, James, Simmel, Max Weber, Spengler, Jaspers beeinflußt ist, aber ihnen allen irgendwie kritisch gegenübersteht, zeigt darin, wenn auch in stark einseitiger Zuspitzung, die schädlichen Wirkungen der Überwucherung des wissenschaftlichen Denkens für die Lebensgestaltung auf den verschiedensten Gebieten auf. Er geht dabei aus einerseits von dem Gegensatz zwischen dem unbewußt sich entfaltenden Sein, in dem er das schöpferische Prinzip selbst sieht, und dem erkennenden Bewußtsein, wie es in den Wissenschaften methodisch sich betätigt, anderseits von der Behauptung, daß das wesentliche Merkmal des Menschen in einer Hypertrophie seiner beiden Grundtriebe des Willens zur Macht (Nietzsche) und des Sexualtriebes (Freud) bestehe. Das einzige Mittel zur Beherrschung dieser dämonischen Triebe und damit die Rettung vor dem Untergang sei ihre Verneinung oder Verdrängung, die entweder zu echter Sublimierung und damit zur Kulturschöpfung oder, wenn sie mißlingt, zur Neurose führe. Die Verneinung in der Form der Sublimierung vollziehe sich in der Aufstellung von Kontrastideologien, die in Wahrheit Verdeckungsideologien seien; durch die Bewußtmachung in der wissenschaftlichen Analyse, z. B. in der Psychoanalyse Freuds, würden diese Verdeckungsideologien aber als solche entlarvt, und die Folge sei dann die oft zynische Bejahung des Macht- oder des Sexualtriebes in entsprechenden Ausdrucksideologien. In der Spannung zwischen Idee und Realität, die hier aufgehoben sei, liege aber gerade die Bedingung aller Kulturerfülltheit und somit sei die kulturzerstörende Wirkung des reflexiven Denkens erwiesen. In diesem wissenschaftlichen Analysierzwang sieht Seidel selbst eine hypertrophische Übersteigerung des Machtwillens, einen Wahrheitssadismus. Die einzige Rettung aus diesem Verhängnis besteht für ihn in der „Nihilisierung des Nihilismus" und dem Sprung des echten religiösen Glaubens (Kierkegaard), obwohl er sonst die religiösen Wertungen auch als Kontrast- oder Verdeckungsideologien kennzeichnet.

Die Kritik wird mancherlei einzuwenden haben; sie muß unsers Erachtens vor allem darauf hinweisen, daß der Wille zur Macht mit dem Selbsterhaltungstrieb verwechselt ist, daß die Bestimmung des Wesens des Menschen als eines triebkranken und nur deshalb ideenbildenden Tieres sehr verfehlt ist, daß die Kulturschöpfungen niemals allein durch sublimierende Kontrastideologienbildung wirklich werden, sondern daß sie ihre selbständigen Wurzeln in den geistigen und personellen Triebfedern der Selbsthingebung hat (Wahrheitsdurst, Gestaltungsdrang, Geselligkeitsliebe, Pietät, Verehrungstrieb, Güte, Opferwilligkeit usw.), wie L. Klages sie in seinen „Grundlagen der Charakterkunde" treffend aufzeigt, und daß die Energie des Macht- und Sexualtriebes in der Sublimierung diesen anderen kulturschöpferischen Fähigkeiten nur dienstbar gemacht wird, daß Seidel selbst in seiner Ideologienlehre, dem methodisch besten Stück seines Buches, das Vorhandensein anderer menschlicher, nicht aus dem Macht- oder Sexualtrieb ableitbarer Eigenschaften wie Scham, Demut, Güte, z. B.

*) Das Buch war bereits in Nr. 9 Gegenstand eines Artikels. Aber da obige erbetene Besprechung schon vorher eingegangen war (was wir nicht beachtet), soll sie auch noch erscheinen. Dabei stellen wir fest, daß die Schreibweise Seydel für Seidel in Nr. 9 falsch war. Vgl. oben Sp. 603 ff. D H

S. 133, 135 anerkennt. Schließlich muß behauptet werden, daß durch bewußte Beeinflussung des Unterbewußtseins dieses nicht immer geschädigt oder gestört wird, sondern daß dadurch auch früh verkümmerte oder verderbte Anlagen wieder belebt, oder in ihre ursprüngliche Richtung zurückgebogen werden können. Trotzdem enthalten die scharfsinnigen Thesen Seidels und ihre energische Durchführung einen Wahrheitskern, der gerade in der Gegenwart sich ernste Beachtung verschaffen wird, da sie in der Tat eine Zeit der Hypertrophie sowohl des Macht- und des Sexualtriebes wie des wissenschaftlichen Analysierzwanges ist: Starke Triebe suchen oft in der Verkleidung von Kontrastideologien (z. B. Kriegsziele) sich durchzusetzen und die Vorherrschaft des kritisch zersetzenden und auflösenden Bewußtseins lähmt ursprüngliches Kulturschaffen in verhängnisvollster Weise, wenn sie nicht selbst schon der Ersatz für echtes Kulturschaffen in den Zeitaltern ihrer Erstarrung in der Zivilisation ist.

Daß der selbst dem Reflexionszwang verfallene, mit allen modernen Geistesbewegungen vertraute Verfasser die einzige Rettung in der Rückkehr zum Glauben sah und, weil er die Kraft dazu nicht mehr aufbrachte, sich das Leben nahm, wird vielleicht Manchem zu denken geben. So ist dieses Buch der Ausdruck seines persönlichen Kampfes gegen den Lebensfeind im eigenen Innern und damit im tiefsten Sinn des Wortes sein Lebenswerk. Die verständnisvolle, tief eindringende biographische Einleitung des Herausgebers gewährt uns lehrreiche und oft erschütternde Einblicke in das rastlose seelisch-geistige Ringen des unglücklichen Verfassers.

Georg Weiß

Das Gewissen. Erscheinungsformen und Theorien. Von H. G. Stoker. Schriften zur Philosophie und Sotiologie, herausgegeben von Max Scheler. Nr. 2. Bonn, Friedrich Cohen 1925. 295 S. 9, geb. 12 M.

Eine ganz ausgezeichnete Monographie, wie wir sie wirklich nötig hatten. Der Verfasser geht aus von der ganzen Vieldeutigkeit des Gewissensbegriffs, wie sie sich in der Geschichte widerspiegelt (Mittelalter, Butler, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Freud). Er sucht diese verschiedenen Auffassungen des Gewissens zu ordnen, die von vornherein verfehlten und uneigentlichen Bestimmungen auszuscheiden und behält so drei Gewissenstheorien übrig, die einer eingehenden Untersuchung unterzogen werden: die intellektualistische, die voluntaristische und die emotionale Deutung des Gewissens. Dabei wird das „böse Gewissen" als das stärkste und mindestens elementarste Gewissensphänomen zur Prüfung verwandt. Dieses Phänomen wird nun vom Intellektualismus, von der Erklärung des Gewissens als sittlicher Erkenntnis überhaupt nicht erreicht, auch dann nicht, wenn diese als intuitive Wertschau verstanden wird. Der Voluntarismus kommt dem Sachverhalt bedeutend näher; aber ein sittlicher Drang und Trieb genügt an und für sich noch nicht, um das Zustandekommen des „bösen Gewissens" zu erklären. Das Faktum des Bösen ermöglicht erst das Zustandekommen des Gewissens. Das echte Gewissen ist „die reelle innere Kundgebung des Personalbösen, sei dieses Böse verwirklicht (eigentlich böses Gewissen), sei es zur Verwirklichung drängend (warnendes Gewissen), sei es prinzipiell möglich, aber reell verneint (gutes Gewissen)". Die sehr gründlichen Ausführungen Stokers sind reich an vortrefflichen Ausblicken besonders auf religiöse und metaphysische Konsequenzen und reich an ausgezeichneten Auseinandersetzungen mit gegnerischen Behauptungen. Der Frage nach der Genealogie des Gewissens und nach seiner Geltbarkeit sind noch zwei besondere Kapitel gewidmet. Die ganze Untersuchung ist getragen von einem erfreulichen Ernst, dem es nicht an einem Glänzenlassen des wissenschaftlichen Geistes, sondern an der Sache selbst liegt.

Der Verfasser ist offenbar Schüler Schelers und Anhänger der „materialen Wertethik". Um so interessanter ist es zu sehen, wie er, mit Problemen der lebendigen Sittlichkeit beschäftigt, ungewollt die Richtigkeit des formalethischen Standpunkts bestätigt. Das letzte Wesen der Sittlichkeit ist auch nach Stoker die Liebe zu dem höchsten personalen Guten, die immer nur als Antwort auf ein Geliebtwerden verständlich ist. Erst durch diese personale Beziehung zu Gott wird das Gewissensphänomen verständlich, ja es ist nur eine Äußerung dieser Beziehung, nämlich ihres Bedrohtseins durch das Personalböse. Auch alle Wertschau und alles Unwertfühlen bekommt erst dadurch die eigentümlich „sittliche" Qualität, jenen „neuen Ton des Phänomens, der plötzlich die personale Wichtigkeit des Sachverhalts aufdeckt".

Werner de Boor

Männer werden gesucht! — Demonstriert gegen Gott! Von August Ott. Herford, Vaetew-Verlag (Carl Titgemeyer). Je 1.20 M.

Der Verfasser, Arbeiter August Ott aus Edingen am Neckar, sucht eine christliche freie proletarische Brüdergemeinde zu begründen. Er zeigt, wie er teilgenommen hat an Demonstrationen gegen Gott und wie er langsam sich gewandelt hat zum Gottsucher und zum Soldaten des kommenden Gottes- und Friedensreiches. „Gott will eine ganz besonders große, neue Aktionsfähigkeit der Männer hervorrufen. Gerade dazu sucht er wieder Männer, die Mut haben, eine Gottesaktion auszutragen. Welcher Mann kann den Mut wieder aufbringen und öffentlich für Gott zu streiten? Männer werden gesucht in dieser mannslosen Zeit. Weiber in Röcken und Hosen haben wir genug. Wer ist ein Mann, der wieder beten kann und Gott dem Herrn vertraut?" Was die christlich-revolutionäre Bewegung versucht hat und nicht durchführen konnte, das wird hier von rein proletarischer Seite noch einmal versucht. Ich befürchte aber, daß dieser Mahnruf eines Arbeiters verhallen wird, ohne eine Wiedergeburt des Proletariats einzuleiten*).

Karl Strünckmann

98. Jahresbericht der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft. Düsseldorf, Selbstverlag, 1927. 111 S.

In diesen Jahresberichten, vor allem in den darin abgedruckten Vorträgen ist eine Entwicklung zu beobachten. Zwei Linien machen sich geltend: die eine zu einer gründlicheren Kenntnis des Verbrecherischen, der Erfassung seiner psycho-physischen Eigenart, der sich jetzt auch nicht mehr das geistliche Amt verschließt, das nicht bloß mehr von Sünde redet, sondern auch von Psychopathie, Degeneration, Debilität, Pseudologie u. a. und immer weitgehender die wissenschaftlichen Feststellungen besonders von medizinischer Seite sich zu eigen macht. Die andere, die das Wort Fürsorge bezeichnet, das heißt, man bemüht sich, das, was man bisher unter Fürsorge verstand, nach zwei Seiten hin zu vervollständigen. Man erweitert die Entlassenenfürsorge zu allgemeiner Bestraften-Fürsorge, beginnt mit ihr schon im Gefängnis und betont weniger die äußere als die innere Fürsorge, die Arbeit an der Person des Bestraften. Das sind zwei Linien, die zu Zielen führen. Die Manipulationen des eigentlichen Strafvollzuges, erzieherisch, wie durch den Stufenvollzug, zu wirken, werden für den Strafvollzug Bedeutung haben, nicht für den zu hebenden Verbrecherischen und kaum ein Jahrzehnt noch so viel Redens von sich machen. Der Rheinisch-Westfälischen Gesellschaft sei geraten, zu Berichterstattern, wie es andere Gefängnisgesellschaften halten, Kapazitäten heranzuziehen, damit das Niveau des Gebotenen sich erhebt über das, was die Teilnehmer selbst tagtäglich erleben.

Karl Grohmann

Die Gemeindesatzung auf Grund der Ordnungen der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers. Ein Entwurf von Erich Wecken. Hannover, Heinrich Feesche 1927. 41 S. 1.50 M.

Die hannoversche Kirchengemeindeordnung sieht in § 68 vor, daß der Kirchenvorstand zur Durchführung Gemeindesatzungen erlassen kann. Die vorliegende Schrift will dazu einen Entwurf bieten. Sie ist für den genannten Zweck sehr reichhaltig und vielseitig. Alles, was in einer Gemeinde der Ordnung bedarf, wird hier kurz festgelegt: Gemeindeverwaltung, Gottesdienste, kirchliche Handlungen, Gebräuche und Gewohnheiten, Kirchhofsordnung u. a. Es wird besonders in der Großstadt oft erwünscht sein, den Gemeindegliedern eine kurzgefaßte und doch ausführliche Zusammenfassung aller kirchlichen Bestimmungen in die Hand geben zu können. Auf dem Lande wird das weithin nicht nötig sein, da sich Gesetz und Herkommen dort auch ungeschrieben erhalten. Bedenklich scheint mir bei diesem „Entwurf" nur Eins: gerade die große Ausführlichkeit und Vollständigkeit! Das Herkommen und die Sitte wird doch (ich meine: zum Glück!) reicher und mannigfaltiger sein als alles in „Bestimmungen" Gefaßte! Bedenklich sind auch inhaltlich verschiedene „Bestimmungen", so z. B. die über das Kirchenzuchtverfahren S. 17, 22 und 23. Diesen Entwurf als Ganzes wird kaum eine Gemeinde so übernehmen können! Sollte es aber nur eine Anregung für Andere sein, so hätte vielleicht eine genaue Aufstellung der Gegenstände genügt, die man in einer Gemeindesatzung berücksichtigen müßte.

Heinz Brunotte

Liturgische Blätter

Das neue Heft — Reihe 2, Heft 5 — ist ein Dorfkirchenheft. Die Entwürfe, die gebracht werden, entstammen sämtlich den Kreisen um „Die Dorfkirche" und wollen zeigen, wie die lituraische Beweaung auch für dörfliche Verhältnisse fruchtbar gemacht werden kann. Kirchweihe, Orgelweihe, Wetter- und Unwetterandachten, Erntedank, Abendfeiern, Gottesdienst mit Lesepredigt sind die Themen, zu denen das Heft Gottesdienstentwürfe bringt. — Gotha, Leopold Klotz Verlag 1928. 40 S. 2 M.

Die Hohenstaufenzeit in Szenen und Bildern. Von F. C. Freudenberg. Zwei Bände. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1928. 309 und 264 S. Geb. 14 M.

Dieses geschichtliche Werk ist schon durch die Art der Stoffdarbietung berufen, einen weiten Leserkreis zu finden und ein Lesebuch großen Stils für den Deutschen zu werden. Freudenberg löst wie Gobineau die Geschichte in dramatische Einzelszenen auf, die er durch Einleitungen geschickt verbindet; nur im zweiten Band stehen auch Skizzen oder Bilder, die noch nicht dramatisiert sind. An brauchbaren geschichtlichen Plaudereien ist unser Schrifttum bisher noch sehr arm. So hilft denn dieses Werk eine Lücke ausfüllen und verdient um dieser Neuerung willen eine ausführliche Besprechung.

Das erste Buch behandelt Kaiser Friedrich I., seinen Traum vom

*) Der Verfasser hat sich an der Aussprache des Weltbunds für Freundschaft der Kirchen in Heidelberg tapfer beteiligt. D H

römischen Kaisertum und den dritten Kreuzzug. Das zweite führt Heinrich VI. und das sizilische Abenteuer vor, es enthüllt uns die erschütternde Tragik seines Lebens, besonders in seiner Konvenienzehe; auf zwei Gerichtstagen im Himmel fordert das Weltgewissen nachträglich Gerechtigkeit für den Kaiser. Das dritte Buch schildert die Zeit König Philipps von Schwaben, sein glückliches Eheleben mit Irene, seine Kämpfe mit dem päpstlichen Gegenkönig Otto IV. und die gleichzeitigen Nöte des Reiches. Die letzten drei Bücher befassen sich alle mit Friedrich II., dessen gewaltige, dämonische, mythenbildende Gestalt uns näher gebracht werden soll. Das vierte Buch sucht zunächst aus seiner traurigen Kindheit und ungewöhnlichen Erziehung seine späteren Fehler abzuleiten, schildert dann seinen Aufenthalt in Deutschland und seine dortigen Kämpfe mit Otto IV.; das fünfte behandelt sein Streben nach der Gunst der Kurie; das sechste seinen Kampf mit ihr und den Untergang des Hohenstaufengeschlechts. Friedrich II. durchschaute wie sonst kein Mitlebender die eigne Zeit und die päpstliche Politik seit Karls des Großen Zeiten (vgl. sein Selbstgespräch an dessen Gruft zu Aachen 2, 95 ff.). Der Fragenkomplex, den er dem berühmten Michael Scotus vorlegte (2, 188 ff.), spiegelt das ganze Weltbild eines Universalgebildeten seiner Zeit wider. Hoffentlich dramatisiert der Verfasser noch manches aus diesem so tragisch verlaufenen Leben. Erwünscht wäre auch eine Erweiterung des Werks um die Zeit Konrads III.

In diesen sechs Büchern tritt uns eine überwältigende Fülle von Gestalten und Kulturerscheinungen gleichsam plastisch vor Augen: Könige und Herrscher des Abend- und Morgenlandes; weltliche und geistliche Fürsten des hl. Römischen Reiches Deutscher Nation, hier die treuen Stützen des Throns, voran Heinrich von Kalden, Hermann von Salza, Engelbert von Köln; dort die Gegner, wie Heinrich der Löwe, Richard Löwenherz, Erzbischof Adolf von Köln und Otto IV.; dann die großen Päpste, besonders Innocenz III., und die Geistlichkeit hohen und niederen Grades, die beiden Ordensbegründer und Heiligen: Dominikus und Franziskus von Assisi, jener der strenge Eiferer und Ketzerverfolger, dieser der große Wiederhersteller der christlichen Demokratie und darum das Vorbild für die hl. Elisabeth; auch deren Jugend und kurzes Erdenwallen erleben wir mit, neben ihre Lichterscheinung tritt das düstere Bild ihres Beichtvaters Konrad von Marburg. Von deutschen Dichtern treten persönlich auf: der Archipoeta, Heinrich von Veldeke, Friedrich von Hausen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, mitfeiernd und mitstreitend in Liedern und in Sprüchen. Daneben ersteht das ganze mittelalterliche Leben vor uns: das Ritterwesen mit Schwertleite, Turnier, Jagd, Fehde und Kreuzzugsbegeisterung; die Kaiser- und Königskrönungen, die glänzenden Reichstage und feierlichen Konzilien, alle unter peinlichster Beobachtung des Zeremoniells, des Ritus und der Rangordnung sich abwickelnd. Neben all dem Glänzenden des Mittelalters auch viel Düsteres: die furchtbare Macht der Kirche über die Geister und Gewissen, der Büßerwahn, der Unfug der Ketzerrichter, die Roheit und Skrupellosigkeit im politischen Kampf. Aber in diese Zeit fällt auch die Begründung des bürgerlichen Wohlstandes durch die Städtefreiheiten, und in den freien Städten wächst ein wehrhaftes, fortschrittliches, selbstbewußtes Bürgergeschlecht heran. Norddeutsche Städte wehren im Bunde mit den Fürsten die Dänengefahr ab, und hier (2, 153 f., 156 ff.) wie bei Gelegenheit der Entscheidungsschlacht zwischen Philipp von Frankreich und Otto IV. (2, 90 ff.), an der die Götter Wodan und Donar in den Wolken teilnehmen, während Frija die Deutschen segnet, wird Freudenbergs Schilderung zum epischen Heldengesang, zu einem Hohenlied auf deutsche Tüchtigkeit.

Die Ausdrucksweise des Verfassers ist durchweg gewählt und der Dichtersprache sich nähernd, darum auch sprachrein. Oft erhebt sich seine Darstellung zu echt dichterischem Schwung, dann lösen wohl Verse und Prosa ab, oder sie stellen sich im Prosadialoge unbewußt ein. Seine Übersetzung des „Sonnengesangs" des hl. Franziskus (2, 46) ist meisterhaft. Die eingestreuten Gedichte sind oft fein gedeutet und ins Gespräch verwoben. — Was seine Geschichtsauffassung betrifft, so sei hier noch gesagt, daß der Verfasser über eine wahrhaft dichterische, unmittelbare Erkenntnis (Intuition) bei der Gesamtschau und Verknüpfung geschichtlicher Vorgänge verfügt.

Selbstverständlich beruht seine Darstellung auf den gleichen Grundlagen wie jedes andere Geschichtswerk. Er benutzte nicht nur die mittelalterlichen Quellen (deren Zitate er verdeutscht), sondern auch die neuere Literatur, z. B. über die Kaiser insgesamt die „Deutsche Kaisergeschichte" von Hampe, über Friedrich II. die Werke von Winkelmann und von Kantorowicz, über Innocenz III. das Werk von Hurter, über Konrad von Hochstaden das von Cardanus, über Konrad von Marburg das von Kaltner usw. — Erwähnt sei noch die sichere Einzelschilderung der Örtlichkeiten und kulturgeschichtlichen Nebenumstände, wozu Bücher wie das von Boos „Geschichte der rheinischen Städtekultur" Handreichung geleistet haben. Die Örtlichkeit, die in den mehr als 200 Szenen fast ständig wechselt, wird stets in der Zeitgestalt anschaulich beschrieben.

Das Werk führt uns aus einer wirren Gegenwart zurück in eine große Vergangenheit, aus der wir Trost und Zukunftshoffnung schöpfen können. Ruft uns doch Frija, des deutschen Volkes Hüterin, (nach Freudenberg 2, 93) selber zu:

Das Volk, das Arbeit liebt und Wahrheit,
Gebiert aus sich die Männer, die es leiten.
Ein Volk, das sucht Erkenntnis, Recht und Klarheit,
Erringet für die Menschheit bessre Zeiten.

Paul Albrecht

Wöchentliche Chronik

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat den Anschluß der deutschen evangelischen Gemeinde in Lissabon genehmigt.

Die unter dem Vorsitz von Principal Garvie stehende Evangelical Continental Society hat den Präsidenten Kapler zum Ehrenvizepräsidenten ihres Consultative Council ernannt.

Die Neuwahl der preußischen kirchlichen Gemeindekörperschaften ist auf 17. 18. 19. November festgesetzt.

Kreissynode Köln beschloß, der Provinzial- und Generalsynode Änderung des Vikarinnengesetzes dahin zu empfehlen, daß die Vikarin „volle amtliche Befugnis zur Wortverkündigung in Predigt und Sakrament erhält in geschlossenen Anstalten".

Die Stadt Berlin hatte zum Geburtstage des Reichspräsidenten Beflaggung ihrer Gebäude mit Reichsflagge angeordnet. Der Propst von Berlin weigerte sich und hißte auf der Propstei nur die Kirchenflagge. Nachdem das Kultusministerium vergeblich vermittelte, wird das Gericht feststellen, ob dem Propst eine solche Weigerung zusteht.

An der Scharfen Lanke bei Weinmeisterhorn bei Berlin ist der Grundstein zu einer Wochenendkapelle gelegt worden.

Das Zentralarchiv für das evangelische Schrifttum hat eine statistische Aufnahme der gesamten evangelischen Publizistik durchgeführt. Danach beläuft sich die Gesamtzahl der periodischen evangelischen Blätter und Zeitschriften in Deutschland auf 3300 mit einer Gesamtauflagenhöhe von 13 860 000.

Auf der Pfingstkonferenz der Lutherischen Vereinigung für die Hannoversche Landeskirche in Braunschweig wurde vertraulich der Plan erörtert, die elf Landeskirchen in Hannover, Schleswig-Holstein, Hamburg, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz, Bremen, Oldenburg, Lübeck-Freistaat und -Eutin, Schaumburg-Lippe, Schaumburg-Grafschaft und Braunschweig in einen Groß-Niedersächsischen Kirchenbund zusammenzufassen. Diese Frage soll im August auf der 60. Jubiläumstagung der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz einer eingehenden Betrachtung unterzogen werden. Rb 143

Aus Anlaß der Olympischen Spiele in Amsterdam hielt Pastor Dr. G. Wisse von der Christlich-reformierten Kirche in Utrecht, Lektor der Apologetik an der Theologischen Schule in Apeldoorn, eine Predigt: Golgatha und Olympia. Die olympischen Spiele seien eine Abkehr der Völker von Golgatha zum griechisch-römischen Kulturheidentum, Gottesdienst des Körpers, Diesseitsreligion. Korinth heute in Trümmern ein Warnungszeichen. Weil die Menschen Gott verloren haben, ringen sie im Stadion um einen Kranz. — Daß Königin Wilhelmine den Spielen fernbleibt, wird auf diese Gedankengänge zurückgeführt. FZ 473

Auf der diesjährigen Haupttagung der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in London hielt Premierminister Baldwin die Eröffnungsrede, in der er sagte: „Wenn ich nicht die Hoffnung hätte, daß eines Tages, und wäre es erst nach einer Million Jahren, das Reich Gottes sich über die ganze Welt ausdehnen wird, so wäre ich ein hoffnungsloser Mann, so könnte ich nicht arbeiten und würde noch am gleichen Morgen verzweifelt mein Amt an Irgendjemand abgeben, der es haben will." RefKZ 24

Der revidierte Entwurf des Common Prayer Book ist vom englischen Unterhause mit 266 gegen 220 Stimmen abgelehnt worden.

Die italienische Regierung hat in Südtirol endgültig die Erteilung des Religionsunterrichts in italienischer Sprache angeordnet, während bisher dafür noch die deutsche Sprache geduldet war. BZ 131

Die Landessynode der Reformierten Kirche in Ungarn hat den Antrag abgelehnt, den im Dienst der Kirche stehenden Pädagogen die bisher verbotene Mischehe zu gestatten, falls durch Revers die reformierte Religion der Kinder beiderlei Geschlechts gesichert sei. Die Disziplinarstrafen für Kirchenglieder, die bisher in Rüge und Entziehung des Wahlrechts bestanden, wurden verschärft durch Ausschluß vom Abendmahl und Entziehung der übrigen Rechte, auch der kirchlichen Beerdigung, mit Ausnahme des Kirchenbesuchs, der Taufe ihrer Kinder und des Rechts, die Kinder in reformierte Schulen zu schicken. Die ungarische Regierung wurde gebeten, den Karfreitag zum gesetzlichen Feiertag mit Arbeitsverbot zu erklären.

Die Tschechisch-slowakische Kirche hat in Bischof Prochazka einen neuen Patriarchen erhalten. Sie zählt 203 Gemeinden, von denen 64 eigene Gebäude für gottesdienstliche Zwecke erbaut, 21 Baugrundstücke gekauft haben. Für 55 kirchliche Neubauten sind 32 Millionen aufgewendet; die Staatssubvention für die Kirche seit 1923 betrug 14,11 Millionen.

Für die Evangelischen ungarischer Zunge in der Tschecho-Slowakei soll mit Einverständnis des tschecho-slowakischen evangelischen Bischofs ein ungarisches Seniorat errichtet werden.

Die ungarische Gruppe des Reformierten Weltbundes hat eine Stiftung „Ungarländischer Studienhilfsfonds" für ausländische reformierte Theologen gemacht. Die Studenten erhalten daraus jährlich bis zu 1200 Pengö.

Die vier ehemaligen evangelischen Kirchenschulen in Petersburg besaßen noch das Vorrecht, die deutschen Kinder in deutscher Sprache zu unterrichten, und hatten noch einen Teil der alten Lehrkräfte. Vom Herbst an sollen sie in russische Schulen umgewandelt werden, die sich nach Geist und Art in nichts von den anderen Sowjetschulen unterscheiden.

In der kommunistischen Partei in Rußland befinden sich 150 000 Arbeiterinnen und Bäuerinnen (d. h. soviele Mütter, die ihre Kinder im antireligiösen Sinne erziehen), im Komsomol (16—24 Jahren) 500 000, unter den Pionieren (10 bis 16 Jahre) 750 000 junge Mädchen. Revp 6

In Wien ist seit diesem Sommersemester die Zulassung von Frauen als ordentlichen Hörerinnen zum Studium an der evangelisch-theologischen Fakultät grundsätzlich gestattet.

Der Papst hat seine Zustimmung zur öffentlichen Verehrung der seligen Hosannah von Cattaro, der ersten seliggesprochenen südslawischen Frau, gegeben; sie wird als Fürsprecherin für die Wiedervereinigung der andersgläubigen Südslawen mit der römischen Kirche verehrt.

Als Tagungsort für den 30. Eucharistischen Weltkongreß ist wegen der 1500-Jahrfeier des Todes Augustins Carthago in Aussicht genommen.

Die Christian Science in Amerika ist von 65 717 Gliedern in 1919 auf 202 098 in 1926 gewachsen. Die von ihr herausgegebene Tageszeitung Christian Science Monitor erscheint in einer Auflage von etwa 100 000 und ist auf der Pressa in Köln durch ein eigenes Ausstellungsgebäude vertreten.

Die Nankinger Regierung verbietet — laut Meldung der Berliner Missionsgesellschaft — jede Propaganda gegen irgendwelche Religionen, insbesondere gegen die christliche, weil Religionsfreiheit Gemeingut aller Staaten der ganzen Welt sei. Sie sagt dem Kommunismus Kampf an, weil er die Unterdrückung der christlichen Religion zum Ziel habe. FS 476

Von Personen. Ernannt: Privatdozent Lic. Dr. Ernst Barnikol in Bonn zum ordentlichen Professor in Kiel; Privatdozent Pfarrer D. Karl Eschweiler in Bonn zum außerordentlichen Professor daselbst; Privatdozent Lic. Dr. Karl Schumann in Tübingen zum außerordentlichen Professor daselbst. Berufen: Lic. Dr. Joachim Jeremias, Professor für N. T. am Herderinstitut in Riga, zum außerordentlichen Professor und Leiter des Institutum Judaicum in Berlin. Ernannt: Professor Auguste Gampert für Altes Testament, Pfarrer Auguste Lemaitre für systematische Theologie an der zu gründenden selbständigen theologischen Fakultät in Genf. Promoviert: Pastor Seyfarth in Hamburg zum D. von Jena; Direktor des Evangelischen Bundes Fahrenhorst in Berlin zum D. von Königsberg; Pastor Lic. Humburg in Barmen zum D. von Bonn; Professor Guisan in Lausanne zum D. von Genf. Gewählt: Oberkonsistorialrat D. Stoltenhoff in Berlin zum Generalsuperintendenten der Rheinprovinz. Gestorben: Professor für Systematik D. Wilhelm Lüttge in Heidelberg.

Verschiedenes

Aus der preußischen Landeskirche wird uns geschrieben:

In der evangelischen Kirche der altpreußischen Union stehen Anfang November die Kirchenwahlen bevor. Der Verfassungsaufbau dieser Kirche entspricht nicht unsern Idealen. Das Kirchenvolk wählt nur die Gemeinde-Körperschaften, die Provinzialsynoden werden durch die Gemeinde-Körperschaften, die Generalsynode durch die Provinzialsynoden gewählt. So kommen die Kirchenglieder nie zum Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für die große Kirche. Obendrein hängt dies Wahlrecht an der Eintragung in die kirchliche Wählerliste, die mit einem Bekenntnis und Versprechen kirchlicher Gesinnung verbunden ist. So kommt es nicht zur Volkskirche: wenn wir nicht irren, hatten sich vor vier Jahren keine 20 v. H. in die Wählerliste eintragen lassen, davon haben vielleicht nicht die Hälfte gewählt! Und doch gibt es unter den übrigen noch zahlreiche Menschen, die nicht nur christlich, sondern auch kirchlich sind oder sein wollen, die sich nach der Kirche sehnen, nur nach einer Kirche, die anders ist als die jetzige. Wir müssen alles tun, um ihnen zu helfen, alles tun, um die vorhandenen Ansätze zur Volkskirche auszubauen. Darum muß es als eine Aufgabe unserer Freunde gelten, die Eintragungen in die kirchliche Wählerliste zu fördern. Das um so mehr, als die öffentliche Werbearbeit stark behindert ist. Die Eintragungen müssen bis Mitte September vollzogen werden: Juli und August sind aber für öffentliches Werben denkbar ungünstig. Das entspricht sicher den Wünschen mancher Kreise. Wir wissen von Pfarrern, die bei der letzten Wahl erklärten: je weniger von der ganzen Wahlgeschichte geredet werde, um so besser. Aber die Ansetzung dieses ungünstigen Termins beruht nicht darauf, sondern ergibt sich zwangsläufig aus der Verfassung. Wer die Volkskirche will, muß gegenarbeiten. Man erlebt da Sonderbares. Von welcher Seite ist denn bei Reichstagswahlen am lebhaftesten gepredigt worden: Wahlrecht ist Volkspflicht!? Warum denken der „Reichsbote" und viele Andere nicht daran, diese richtige Parole auch für die Kirchenwahlen auszugeben? So wollen wir es um so kräftiger tun.

Aus Berlin. Zu dem Artikel „Etwas vom Kirchenbesuch der Religionslehrer" in Nr. 11:

Zu der Forderung des Kirchenbesuches der Religionslehrer möchte ich auf die Hauptschwierigkeit der Verwirklichung hinweisen, wie sie für Berliner Verhältnisse besteht. Ich stimme ganz der Forderung zu, daß wir Religionslehrer kirchlicher werden müssen — aber wie das machen, denn wo liegt unsere Kirche? Unter den etwa 100 Schülern, die ich in fünf Religionsklassen habe, wohnen noch nicht 10 % in dem Kirchenbezirk, in dem unsere Schule jetzt liegt. Jetzt, sage ich, denn unsere sehr große Anstalt (24 Klassen mit über 700 Schülern) ist schon einmal verlegt worden und wird in absehbarer Zeit, da wir in unzureichenden Räumen auf drei Schulgebäude verteilt sind, wieder in eine andere Gegend Berlins kommen. Die Liste der Konfirmanden, die ich einmal aufstellte, zeigt das bunteste Bild. Es kommt kaum vor, daß zwei Schüler zum selben Pfarrer gehen. Beziehungen zu „unserer" Kirche bestanden bis vor kurzem überhaupt nicht, da keiner von den Lehrern hier wohnt, auch der Direktor nicht. In Berlin kennt bekanntlich Niemand den Andern, so besteht auch keinerlei kirchliche Verbundenheit zwischen Lehrern und Schülern, da wir hier mit ganz außerordentlichen Entfernungen zu rechnen haben. Viele Lehrer, so auch ich, wohnen weit außerhalb und haben für den Schulweg teilweise mehr als zwei Stunden Fahrt auf der Eisenbahn und Untergrundbahn zurückzulegen. Sollte man sich nun einer Großstadtgemeinde anschließen (die Dorfgemeinde, in der ich z. B. wohne, kommt aus verschiedenen Gründen nicht in Betracht), so ist das mit ganz unverhältnismäßigen Opfern von Zeit verbunden. Denn ich muß gestehen, daß ich es möglichst vermeide, noch einmal in die Stadt zu fahren: vier Stunden am Tage ist man nicht gern unterwegs bei der Belastung mit Arbeiten aller Art wie Vorbereitung, Konferenzen und Korrekturen, haben wir doch allein über 200 Primaner, letzte Ostern 52 Abiturienten! Tragik der Weltstadt, die die Seele dem Riesenbetriebe opfert, die alle, die in ihrem Bannkreis leben, nirgends rechte Heimat finden läßt! Auch in der Kirche nicht. R K

Dispensehe in Österreich. Zu dem Artikel über die evangelische Kirche in Österreich Nr. 11 Sp. 521 f. traf noch verspätet folgende Anmerkung ein:

Am 18. Mai d. J. hat der Verfassungsgerichtshof in Wien in Sachen der Dispensehe den Bescheid erteilt, daß die Zivilgerichte nicht befugt seien, die Dispens einer politischen Landesstelle zu überprüfen. Hiermit scheint der Kompetenzkonflikt zwischen Gerichts- und Verwaltungsbehörde zu Gunsten der letzteren entschieden zu sein. Immerhin wird eine endgültige Lösung des Problems nur auf gesetzgeberischem Wege herbeigeführt werden können. D B

Kleine Mitteilungen

Die Gesellschaft zur Förderung theologischer Wissenschaft für die Provinz Sachsen und Anhalt hält ihren Ferienkursus in der Universität in Halle vom 3. bis 5. Oktober ab. Es sprechen D. Hans Schmidt über den Messiasgedanken im Alten Testament, D. Dörries über Kirche und Staat bei Augustin, D. Lütgert über Schöpfung und Erlösung in Auseinandersetzung mit der modernen Dogmatik. Alles Nähere durch den Schriftführer Lic. Dr. Gabriel, Halle a. S., Kl. Klausstr. 12.

In Kassel-Wilhelmshöhe findet 27. 8. bis 1. 9. ein Lehrgang über moderne Leibesübungen für Pfarrer statt. Leitung: Studentenpfarrer Kunze und Reichsturnsekretär Weidauer. Unterkunft und Verpflegung eingeschlossen. 20 M. Näheres durch die Eichenkreuz-Turnanstalt in Kassel-Wilhelmshöhe. R

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke
Inhalt von Nr. 26: Nicht im Geschöpf, nicht in den Gaben (Rust). An unsere Freunde. Muß evangelische Kirchlichkeit zum Klerikalismus führen? V (Mayne). Um das Jahrhundert der Kirche (Müller). Altes und Neues. Für den Werktag (Lipp). „Antike, Christentum und die Entstehung des europäischen Menschen" (Beckey). Von gestern und heute für morgen (Deutscher Protestantentag, Kanzelabkündigungen, Die Bischofsfrage in Amerika, Religiöse Vertiefung in Japan). Büchertisch.
Inhalt von Nr. 27: Wochenspruch. Gottes Gruß, des Menschen Dank (Rust). Um das Jahrhundert der Kirche (Müller). Emil Hadina als religiöser Dichter (H. Anderle). Welche Fassung der Konfirmation erscheint dem Alter der 14jährigen angepaßt? (A. Römer). Wachstum des Lichts (Herbert Lipp). Altes und Neues. Von gestern und heute für morgen. Vom Büchertisch.

Versammlungskalender

1. Mai — 31. Juli Volkshochschulheim Sommerschule Habertshof
1.—23. Juli Evangelisch-soziale Schule Arbeiterkursus Spandau
16.—17. Juli Jugendbund für entschiedenes Christentum Gelsenkirchen
1.— 5. August Kongreß der Religiösen Sozialisten Mannheim
3.— 5. August Bund Deutscher Jugendvereine Eberswalde
3.—10. August Internationaler Versöhnungsbund Jugendlager Sandwich
6.— 7. August Weltjugendlager Freusburg
14.—16. August Internationaler Altkatholikenkongreß Utrecht
16.—22. August Internationaler Pressetag Köln
18.—23. August Internationale Kreuzrittertagung Bad Boll
19.—26. August Lutherisches Einigungswerk Hamburg-Altona
24.—25. August Internationales Treffen der Religiösen Sozialisten Le Locle
24.—30. August Weltkongreß für Friede und Freundschaft der Kirchen Prag
27. August — 1. September Pfarrer-Lehrgang moderne Leibesübungen Kassel
29.—31. August Evangelisch-Christliche Einheit (Kambaud) Eisenach
31. August — 3. Sept. Stockholmer Fortsetzungsausschuß, Exekutivkomitee, Prag
4. September Fünfzigjahrfeier der Neukirchener Mission Neukirchen
6.— 9. September Deutscher Katholikentag Magdeburg
17.—21. September Gustav Adolf-Verein Freiburg i. Br.
18.—21. September Hundertjahrfeier der Rheinischen Mission Barmen
17. September — 18. Dezember Kursus für männliche Wohlfahrtspfleger Spandau
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 5. Oktober Deutscher Protestantentag Eisenach
8. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel
15.—18. Oktober Internationaler Verband zur Verteidigung des Protestantismus Budapest und Debreczin

Katechetische Fragen

stehen heute stärker als seit langem im Vordergrunde der Diskussion innerhalb der Pfarrerschaft. Das Juli-August-Heft der Pastoralblätter (Verlag C. L. Ungelenk, Dresden-A. 24) wirft die grundsätzliche Frage auf, wieweit unsere heutige Kirche noch Katechetik brauche und bringt daneben einen mit praktischen Beispielen illustrierten Aufsatz über Arbeitsschule und Religionsunterricht. Luther, der große Katechet, kommt mit einer Darstellung seiner Auslegung der ersten Blätter der Bibel zu Worte, und auch sonst klingt das katechetische Motiv über die Textbearbeitungen für Kindergottesdienste von D. Dr. Rüling hinweg bis zu dem Abschnitt „Für die Pfarrfrau", der sich diesmal mit Erziehungsfragen der Pfarrkinder beschäftigt, durch das ganze Heft hindurch. Grundsätzliche Ausführungen über die Taufe im Handeln der Kirche und eine Reihe von Taufreden fügen sich an. Ein Aufsatz über liturgische Fragen und ein Überblick aus der Feder des Herausgebers über die ökumenische Bewegung im Jahre 1928 runden das Heft ab, dessen homiletische Beiträge bereits die Zeit vom 8. bis 16. Sonntag nach Trinitatis (darunter z. B. eine Predigt zum Verfassungstage von Oberkirchenrat D. Dr. Siebel, zum Judenmissionssonntag von Oberkirchenrat Jentsch, eine Kirchweihpredigt, eine Predigt zum Konfirmationsjubiläum usw.) umfassen.

Vor kurzem erschien das

Dorfkirchenheft der Liturgischen Blätter

Reihe II, Heft 5 / Preis zwei Mark

Die liturgische Bewegung hat bisher vornehmlich die städtischen Gottesdienste zum Gegenstand ihrer Arbeit gemacht. Wiederholt wurde deshalb aus Kreisen der Dorfpfarrer die Frage gestellt, wie die liturgischen Gedanken der Gegenwart für dörfliche Verhältnisse fruchtbar gemacht werden könnten. Auf diese Frage möchten die Entwürfe unseres Dorfkirchenheftes antworten. Seit langem gibt es bekanntlich eine dorfkirchliche Bewegung, die in D. v. Lüpke ihren bewährten Führer und in der Zeitschrift „Die Dorfkirche" ihr Organ hat. Aus diesen Kreisen wurden die hier veröffentlichten Entwürfe zur Verfügung gestellt.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Heim der Freunde der Christlichen Welt

Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt im Vorfrühling.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Berlin W 56 Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat. Abitur, O. II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex. Latinum, Graecum, Hebraicum, Physikalisch-chem. Laboratorium.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 5

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Besucht Marburg (Lahn)

Ende Mai bis 15. Juli 1928:

Festspiele

„Das Spiel von St. Elisabeth"

Ende Mai bis 31. August 1928:

Ausstellung

„Religiöse Kunst aus Hessen und Nassau"

10 Jahrgänge (1906—1915) der **Christlichen Welt,** stark gebunden, wie neu, billig abzugeben. Angebote unter **L. M.** an den Verlag dieses Blattes erbeten.

Gesucht

Suche die Nummern 1/2, 9/10 und 16/17 des Jahrgangs **1923** der Christl. Welt. (Event. auch gebund. vollständ. Jahrgang).

Walter Ziehen,
Brandenburg (Havel), Burghof 4.

Die Prosaschule

von Dr. Broder Christiansen

(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.

Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Theologe

mit 2. Examen, Lic. theol., Dr. phil., 33 J., früher sozial tätig, z. Zt. in wissenschaftl. Staatsdienst, sucht wissenschaftl. oder unterrichtl. Tätigkeit in Kirche, J. M., Wohlfahrtsdienst. Angebote unter **H. W. 100** an den Verlag d. Bl.

18jährige **Pfarrerstochter,** aus der französischen Schweiz, des Englischen kundig, möchte in gebildeter christlicher Familie Deutschlands Deutsch lernen. Anfragen usw. an Rade.

Gebets-Gemeinschaft

der Gottesfreunde für denkende und reife Menschen. P. Christ. Peithmann, Südhemmern b. Minden (Westf.).

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 28182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 21. Juli

Dieser Nummer liegen bei: ein Prospekt des Verlags von **Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen,** und ein Aufruf des **Neu-Leben-Verbandes, Osterode.** Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.